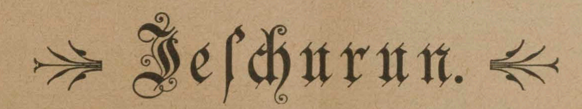
No. 42. Jahrgang IV. Berlin, 18. Oktober 1895.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift



Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post, unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Zu den Repräsentantenwahlen in Berlin.

II.

§ 3 unsres Programms: „Entschiedene Bekämpfung aller Bestrebungen, die darauf hinzielen, die hebräische Gebetssprache aus den Gotteshäusern gänzlich zu verbannen und den Sabbat auf den Sonntag zu verlegen.“

Die Gemeindeverwaltung hat, wie bekannt, ein Grundstück in der Lützowstraße angekauft, um dort eine Synagoge zu errichten.

Dieser Ankauf, an sich ein rein geschäftliches Vorkommnis, ist insofern von Bedeutung, als die in einem Augenblicke des Vergessens verratene, seitdem freilich sorglich verhehlte und sogar abgeleugnete Absicht besteht, in der auf dem bezeichneten Platze zu errichtenden Synagoge ausschließlich deutschsprachigen Gottesdienst einzuführen. Weil solche Bestimmung statutengemäß nur von einer Zweidrittelmehrheit der Gemeindeverwaltung beschlossen werden kann, haben die Freunde jener Neuerung den bevorstehenden Wahlen besondere Aufmerksamkeit zugewandt und zum Zwecke der Agitation einen eigenen Verein gegründet. In ihrer ersten Versammlung haben sie zu dem gedachten Ziele sich offen bekannt, später haben sie das Ziel zwar nicht aufgegeben doch verhüllt. Das vorsichtige Verschweigen ist eine Konzession an die Wähler, aus deren Kreisen auf die bloße Andeutung hin lauter Widerspruch sich erhob. Die Absicht aber, die der Vorsitzende des Vorstandes selbst öffentlich bei Einweihung der Synagoge in der Lindenstraße proklamiert hat, besteht unverändert fort, und wenn es ihren Anhängern gelingt, Wahlen in ihrem Sinne zu bewirken, so werden die getäuschten Wähler zu spät erfahren, daß das in allgemeinen Redewendungen sich bewegende, positive Angaben vermeidende Programm der sogenannten Liberalen eine unerwünschte Deutung zuläßt. „Vor Tische las man anders“, würde es dann heißen, doch die bessere Erkenntnis wäre außer Stande Besserung herbeizuführen.

In Berlin besteht bereits eine Synagoge — die der Reform-Gemeinde — aus der die hebräische Gebetssprache völlig verbannt war. Diese Gemeinde hat jüngst ein neues Gebetbuch eingeführt, und darin hat sich das hebräische Gebet wieder eingefunden. Die einfache Thatsache spricht beredter, als die ausführlichsten Darlegungen vermöchten.

Der Betende soll verstehen, was er betet, wird uns entgegengehalten.

Das geben wir zu; doch folgern wir daraus nicht, daß die hebräische Sprache vermieden, sondern daß sie erlernt werden muß. Unkundigen mögen gute und genaue Uebersetzungen in den Gebetbüchern als Anleitung dienen.

Wir deutschen Juden sind allezeit Deutsche; doch in die Synagoge gehen wir als Mitglieder der jüdischen Glaubensgemeinschaft, die international ist wie jede Kirche, und wir wollen dem Vorzug nicht entsagen, daß in jeder Synagoge jeder Jude sich heimisch fühle, jeder Jude vertraute Klänge höre und Gebete vernehme, die dem gesamten Judentum eigen und heilig sind.

Wo Göthe's dichterische Kraft den höchsten Schwung nimmt, wo seine Seele ganz vom Gotte ergriffen ist, da klingt sein Lied an die Weise der Psalmen an. Wir aber sollen von dem heiligen Original uns abwenden, um meist klägliche Verdeutschungen dafür einzutauschen!

Welchen Katholiken läßt das Stabat mater ungerührt, auch wenn er nicht Latein versteht? Hat die gallikanische Kirche das Ave Maria ins Französische übersetzt? Hält der Spanier ein spanisches Confiteor für unerläßlich, um sein unverfälschtes Spaniertum zu beweisen?

Die hebräische Sprache hat für uns aufgehört, eine lebende Sprache zu sein, ganz wie die lateinische Sprache. Aber sie ist heute noch ein reicher Quell der Erinnerung, der Erbauung, der Erhebung, ein mit unermeßlichem Schmuck ausgestattetes Denkmal unserer Geschichte, die heilig ist für uns, heilig auch für die übrige Welt, deren beste Kultur aus den Offenbarungen unserer Vorfahren gewonnen ist.

Wir sträuben uns nicht gegen deutsche Gebete und Gesänge, auch nicht gegen ihre Vermehrung, ganz gewiß nicht, wenn sie in edler Sprache abgefaßt sind. Das ist aber kein Grund, den reichen Schatz hebräischer Lieder preiszugeben, auf die Sprache der Propheten und der Psalmen, unerreichte Muster an Erhabenheit und poetischer Schönheit, zu verzichten, weil ein traurig vernachlässigter Unterricht viele unserer Glaubensgenossen von ihrem vollen Verständnis ausgeschlossen hat. Die Welt beneidet uns um dieses Erbteil als um einen köstlichen Besitz, und wir sollen es vergraben, weil es Enterbte unter uns giebt!

Man schämt sich der hebräischen Sprache, die man nicht kennt, anstatt sich der Unkenntnis zu schämen!

Doch nicht genug mit diesem Attentat auf uralten Besitz — man will mit dem hebräischen Gebet auch den Sabbat uns nehmen!

Wir rufen nicht den frommen Glauben an, der in dem Sabbat „das ewige Denkmal des Bundes zwischen Gott und

den Kindern Israels" sieht — wir wenden uns an den geschichtlichen Sinn, wir wenden uns an die Gefühle der Würde und Selbstachtung bei unseren Glaubensgenossen, daß sie mit uns das Ansinnen zurückweisen, unserer Ueberlieferung, unseres Tempels schönstes Kleinod dahinzugeben, blos „damit wir seien, wie die Anderen ringsher."

Und wäre es nur um des Blutes willen, das unsere Väter für den Sabbat vergossen, wir müßten an ihm hangen als an Zeichen und Standarte.

Was der Sabbat uns gewesen — wir brauchen es nicht zu sagen. Wissen wir doch alle, was uns, die wir ihn zumeist im wirklichen Leben nur wenig gesehen, in Haus und Heim sein bloßer Schatten, in Gemüt und Seele seine bloße Erinnerung ist.

Wer uns den Sabbat antastet, der tastet unser Herz an, das Herz unseres religiösen und Familienlebens!

Wir wollen in religiöser Beziehung nicht sein, wie die Anderen ringsher, wir wollen eine Grundsäule unseres Bekenntnisses nicht stürzen, um ein Unterscheidungsmerkmal zu beseitigen, das nicht wir geschaffen! Es gab eine Zeit, die nur einen Sabbat kannte für das alte wie für das neuere Bekenntnis. Der Sabbat wurde auf den Sonntag verlegt von denen, die von uns unterschieden sein wollten. Das war die ausgesprochene Absicht. Und nun sollten wir — dem Aufdringlichen gleich, der keine Zurückweisung beachtet — denen nachgehen, die sich von uns gewandt haben? — Das hieße nicht: das Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht hingeben, das hieße: des Erstgeburtsrechts, das uns am Sinai geworden, uns unwürdig erklären.

„Gleiches Recht für Alle" ist unser Grundsatz. Wir wollen, daß unsere Gemeinde durch ihre Institutionen allen Richtungen gerecht werde. Doch unsere Gemeinde soll eine jüdische Gemeinde sein und bleiben, und darum haben in ihr nur die ein Recht, die im Judentum stehen und für sich und ihre Kinder in ihm verharren wollen. Dem Gewissenszwang soll niemand unterliegen, Gewissenszwang soll niemand üben dürfen — nicht die von rechts mit ihrem Fanatismus der Bigotterie, aber auch nicht die von links mit ihrem Fanatismus der Aufklärung! (Forts. folgt.)

Central-Verein für die Interessen der jüd. Gemeinde.

* * *

Unser Programm.

Der Central-Verein für die Interessen der jüdischen Gemeinde in Berlin stellt für die bevorstehenden Wahlen zur Repräsentantenversammlung folgende Forderungen auf:

1. Errichtung je einer einfachen, würdigen Synagoge für den Westen jenseits des Leipzigerplatzes, für den Südosten zwischen Oranienplatz und Andreasplatz, für den Norden zwischen Schönhauser-Allee und Chausseestraße, für den Stadtteil Moabit.

2. Dem Bedürfnis und dem Wachstum der Gemeinde entsprechend, Veranstaltungen für die hohen Feiertage zur völligen Beseitigung der in gewerblicher Absicht von Privaten eingerichteten, meist unwürdigen, das Judentum erniedrigenden Gottesdienste.

3. Entschiedene Bekämpfung aller Bestrebungen, die darauf hinzielen, die hebräische Gebetssprache aus den Gotteshäusern gänzlich zu verbannen und den Sabbat auf den Sonntag zu verlegen.

4. Gleichstellung der jüdischen Schüler bezüglich des Religionsunterrichtes mit denjenigen anderer Konfessionen. Erteilung von Religionsunterricht an sämtlichen Schulen durch hierzu qualifizierte Lehrer. Einheitlicher, von den Gemeindebehörden festzusetzender Lehrplan und Beaufsichtigung des Unterrichts durch vom Gemeindevorstand zu bestellende Schulinspektoren.

5. Heranziehung sämtlicher bisher noch nicht besteuerten jüdischen Einwohner zur Gemeindesteuer durch Einschätzungskommissionen in den verschiedenen Stadtteilen, entsprechend den städtischen Einrichtungen, wodurch eine Entlastung der jetzt zahlenden Mitglieder herbeigeführt wird.

6. Geheime Wahl zur Repräsentanten-Versammlung. Beseitigung der bisherigen Listenwahl, nach welcher jeder Wähler 25 bis 26 Kandidaten nominieren soll. Einteilung der Wahlberechtigten in 5 Wahlkreise: jeder Wahlkreis hat 5 bez. 6 Repräsentanten bez. Stellvertreter zu wählen.

7. Wahrung unserer staatsbürgerlichen Rechte und energische Abwehr der gegen unsere Religion gerichteten Angriffe.

Fort mit der Bibel!

Von Dr. S. Bernfeld.

Mit geziemender Ehrfurcht und in aller Bescheidenheit erlaube ich mir auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege einen Vorschlag zur Güte zu machen, und zwar in reformatorischem Sinne, um meine Unbefangenheit und Unparteilichkeit zu dokumentieren. Ich weiß nicht, ob es vielen so geht, wie mir, aber ich kann nur den Eindruck wiedergeben, den auf mich am Sabbat der Gottesdienst in den modernen Synagogen macht. Der Hauptfehler liegt augenscheinlich in mir selbst, denn ich habe, wie ärztlich festgestellt, merkwürdige Idiosynkrasien: die beste Oper, die sonst auf mich einen bezaubernden Eindruck macht, wird mir in der Synagoge widerlich, und profaniert die weihevolle Stimmung, welche ich in einem Gotteshause für unentbehrlich halte, sollte nicht alles blos zu einer leeren Formel herabsinken. Vor etwa achtzig Jahren mag der Irrtum jener Reformatoren, unter die sich merkwürdiger Weise sogar ein Zunz verirrt hatte — freilich um später reuevoll und enttäuscht auf dies Gespenst einen Stein zu werfen, — vor achtzig Jahren mag also der Irrtum verzeihlich gewesen sein, wenn hochgestimmte Männer der Meinung waren, durch einen „geregelten" Gottesdienst die Jugend wieder ins Gotteshaus zu ziehen. Das Judentum in Deutschland lag, kaum ein halbes Jahrhundert nach der „glorreichen" Mendelssohn'schen Epoche, krank und siech an Leib und Seele; die feindseligsten und giftigsten Redensarten über Juden und Judentum brauchen unsere Antisemiten nicht erst zu erfinden, sie finden sie in reicher Fülle in der Korrespondenz der „großen" Männer und Frauen Israels jener Zeit. Die feinen Salondamen jüdischen Ursprungs, die über alle Welt sprachen und alles so fein verstanden, brachten dem Judentum nur das Gefühl des Hasses und des Abscheus entgegen. Um den siechen Leib zu kurieren, dachten jene Männer den Plan aus, den welken Körper mit schönen, modern zugeschnittenen Kleidern zu umhüllen. Aus jedem Blick schaute die Schwindsucht, der herannahende Tod heraus, und dieses blutarme, bleichsüchtige Judentum sollte mit einigen Schönheitspfläſterchen herausgeputzt werden, um für die Jugend etwas anziehender dazustehen.

Ich habe bereits hervorgehoben, daß unter den ersten Reformatoren in Berlin auch ein Zunz war. Man darf aber

nicht vergessen, daß dieser große Mann damals noch verhältnismäßig jung war und keineswegs noch den umfassenden Blick hatte, mit dem er später das ganze Judentum, seine Litteratur, seine Wissenschaft und seine Geschichte als einen lebensvollen Organismus erkannte. In der Regel wird Zunzens erste große Schrift „die gottesdienstlichen Vorträge", als das Meisterwerk dieses großen Mannes genannt, jenes Werk, in dem sich Zunz die Mühe gab, durch geschichtliche Studien den Nachweis zu liefern, daß die Predigten nicht unjüdisch seien, wie die preußische Regierung damals zu behaupten den gloriosen Einfall hatte. Soll ich aufrichtig sein, so muß ich, vor allem rein wissenschaftlich betrachtet, sagen, daß in diesem Buche der Meister bei weitem noch nicht auf seiner Höhe gestanden, daß er seine tiefe und zugleich hohe Auffassung des Judentums erst in späteren Schriften, namentlich in der „Synagogale Poesie" in der „Geschichte der synagogalen Poesie", vornehmlich aber in den „Riten der synagogalen Poesie" bewährt hat; zur Sache selbst muß ich, so schwer es mir fällt dies öffentlich auszusprechen, doch gestehen, daß Zunz von einem großen Irrtum befangen war. Die moderne Predigt, wie sie sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts in der Judenheit entwickelt hat, ist unjüdisch oder, was für mich noch schwerwiegender ist, ganz dem modernen Gottesdienst in der heutigen Synagoge entsprechend: äußerer Prunk, inhaltslos und ohne anziehliche Wirkung.

Die Homiletik ist nicht neu in Israel; sie bildete stets einen wichtigen Bestandteil des jüdischen Geisteslebens, sie war immer der wichtigste Bestandteil des jüdischen Gottesdienstes. Schon das fünfte Buch Mosis wirkt mit seiner wundervollen Prosa, mit dem ihm eignen ergreifenden Rhytmus wie ein homiletischer Vortrag, nicht im Sinne der seichten Gewässer, die sich heutzutage über uns ohne Erbarmen ergießen, sondern breit und tief, fortreißend und befruchtend, ergreifend und erschütternd. Man muß Sinn haben für die Schönheit hebräischer Prosa, für den eigentümlichen Reiz hebräischer Beredtsamkeit, für die Lyrik, die in der einfachen und doch so erhabenen Sprache liegt, um das Gefühl zu würdigen, das einen beherrschen muß, wenn man die hebräische Sprache mit so vieler Liebe Jahre lang gepflegt und erforscht, sich in alle ihre Schönheiten vertieft, ihre logische und zugleich so schöne Konstruktion bewundert, um dann in das jüdische Gotteshaus zu kommen, wo allsabbatlich je ein Abschnitt aus diesen ehrwürdigen Büchern vorgelesen, das heißt verständnislos abgeleiert wird, meistenteils falsch ausgesprochen, unrichtig betont und jedenfalls unverstanden. Da muß man sich sagen: das konsequenteste und einfachste wäre nun: man schaffe die Bibel aus der modernen Synagoge, die, wie die Sache nun einmal liegt, nur noch ein Anachronismus ist. Das ist mein Vorschlag, und ich mache mich anheischig, dafür ein zustimmendes Gutachten abzufassen, talmudisch belegt und von eben so vielem Verständnis für die Entwickelung des Judentums durchweht, wie all jene Gutachten, die die Reformen ohne Wahl und Sinn gutgeheißen und schließlich dazu geführt haben, die Synagogen zu veröden und — unjüdisch zu machen.

Ich muß es aussprechen, und sollte es mir noch so verübelt werden: Der Krebsschaden des Judentums liegt in der Ueberhandnahme des weltlichen Elements in der Gemeinde und in der Verkümmerung des Rabbinats. Von einer Seite der Hochmut und die Herrschsucht von Männern, die, mögen sie sonst im bürgerlichen Leben tüchtig und ehrenhaft sein, auf diesem Gebiete fast nur Unwissenheit und Anmaßung aufzuweisen haben; von der anderen Seite das moderne Rabbinertum, größtenteils in talmudicis den Gemeindevorstehern nicht sehr überlegen, jedenfalls ohne jeden Mut, um zusammen dem überhandnehmenden Reformbestreben von Gevatter Kommerzienrat und Fabrikant mit Entschiedenheit und Energie entgegenzutreten. Ueber das Maß der Reformen im jüdischen Gottesdienst entscheiden nicht von Sachkenntnis begleitete Beratungen, tiefe Erforschung und allgemeines Verständnis des Judentums, sondern die Frau Kommerzienrätin und ihre Nachbarin, die Frau Stadträtin, und wie sie alle sich titulieren mögen, die Salondamen Israels. In dem Gemeindeleben wird alles mit derselben Gründlichkeit behandelt, wie das Gespräch über das neueste Theaterstück. Charakterschwäche und Mutlosigkeit so vieler Rabbiner haben Zustände herbeigeführt, welche das Judentum der Gefahr der Auflösung nahe bringen.

Der Niedergang des Judentums spiegelt sich so ganz in dem homiletischen Bestandteil unseres Gottesdienstes wieder. Immer „breite Bettelsuppe", immer allgemeine Phrasen und Schlagwörter, immer seichte Gemeinplätze, welche keinen Hund vom Ofen locken, kein schwankendes Herz dem Judentum erhalten, keinen an allem Irregewordenen aufrichten und belehren; sie haben nur einen Vorzug, unsere modernen Predigten: zwölf von ihnen bilden ein vollzähliges Dutzend . . . . oder auch den, sie *mißfallen* nicht den von Unwissenheit strotzenden Vorstehern; *gefallen* thun sie freilich auch niemandem; sie nützen nicht und schaden nicht; an ihnen hat sich noch kein Herz gelabt, an ihnen ist aber auch kein Mensch gestorben. Wenigstens bin ich fest überzeugt und lasse mich davon unter keinen Umständen abbringen, daß nämlich die Phrase vom Sterben vor Langeweile eine durchaus unwahre ist. Was man an langweiligen Predigten aushalten kann, ohne zu sterben, davon hat man kaum eine Ahnung. —

Ehedem war es doch anders. Die Belehrung der Gemeinde — nicht die „Erbauung", wie die süßliche Redensart heutzutage lautet — war stets die Pflicht der gelehrten Männer Israels. Die Synagoge hieß auch früher „die *Schule*" und sie durfte mit Recht so genannt werden; das Lehrhaus stand stets bei den Juden höher in Ehren als das einfache Bethaus, „ein gelehrter Bastard höher als der ungelehrte Hohepriester" und jedenfalls höher als ein ungebildeter Gemeindevorsteher. Im alten Israel durfte ein Ignorant in hebraicis überhaupt nicht Vorsteher einer Gemeinde sein, und da der Rabbiner oder „Prediger" wohl immer ein bischen menschlich fühlte, so gab er sich vielleicht ehedem ebenso viele Mühe, durch Gelehrsamkeit und Geist zu glänzen, wie heutzutage durch Fadheit und glänzende Phrase. — — —

Nein, ich will ihnen nicht Unrecht thun, jenen großen Männern der Judenheit aus alten Zeiten: sie haben sich den Teufel gekümmert um Volks- und Vorstehergunst und vor allem nur die Wahrheit und die sittliche Erhebung gesucht. Eine Stelle der Agadah-Litteratur kann ich nie ohne tiefe Rührung lesen. Da wird erzählt, daß der jüdische Patriarch von Palästina angefangen hatte, Simonie zu treiben und Lehrämter an gute Freunde und schlechte Musikanten zu vergeben, was ein großes Aergernis in Israel gab. Ein schlichter armer Gelehrter (ein „armseliger Schnorrer", vielleicht gar ein „Pollack", würden meine gebildeten Berliner sagen) besteigt die Kanzel, — nein, es gab keine Kanzel, er redete das Volk einfach, ohne jede schauspielerische Geste und ohne pfäffisches Gethue, an einen Bibelvers anknüpfend folgendermaßen an: Gott wird dereinst Israels Lehrer zur Rechenschaft ziehen,

weil sie ihr Lehramt vernachlässigt und nicht ihre heilige Pflicht erfüllt haben; diese aber werden sich damit zu rechtfertigen suchen, daß sie stets in Not und Armut gelebt und nicht die Muße haben konnten, ihre Pflicht ganz zu erfüllen. Darauf wird sich der Zorn Gottes über die Gemeinden ergießen, welche ihre Lehrer in Not und Armut haben verkommen lassen, während es doch ein göttliches Gebot sei, für die Vertreter der Gotteslehre zu sorgen. Aber auch das Volk wird sich rechtfertigen und nachweisen können, daß es stets alles gethan habe, was in seinen Kräften gestanden. Schuld tragen allein die lässigen Vorsteher und Häupter Israels, welche ihr Amt gewissenlos versahen. Ueber diese wird dann die Strafe Gottes mit voller Wucht hereinbrechen; sie allein wird der Schöpfer für den Verfall des Judentums, für die Demoralisation des Volkes, für die Verkümmerung der jüdischen Lehre und für den Niedergang des Geisteslebens in Israel verantwortlich machen.

Zu Ehren des genannten Patriarchen läßt sich noch erwähnen, daß er sein Unrecht eingesehen und dem kühnen Redner Abbitte gethan hat. Heutzutage sind wir „gebildeter", und ich möchte den kühnen Redner sehen, der im Gotteshause von der Kanzel herab den Machthabern so ins Gewissen reden würde; ich möchte aber auch das hochmütige Gesicht unserer „Parneßim" sehen, wenn sie solche Worte zu hören bekämen!

Jedenfalls nehmen Sie, meine Damen und Herren, meinen Vorschlag an: Schaffen wir die Bibel aus der Synagoge, denn sie ist in unserer Gemeinde nur ein Anachronismus und verführt zu manchen ketzerischen Gedanken. Nein, sie paßt nicht in den Rahmen des modernen Judentums!

Aus der Berliner Gemeinde.

w. Berlin, 14. Oktober.

Die Sitzung der Repräsentanten-Versammlung am 13. Oktober hatte nur 5 Punkte auf ihrer Tagesordnung, welche jedoch manches Lehrreiche und Interessante boten. Geschäftliche Mitteilungen liegen dieses Mal ausnahmsweise nicht vor. Die Abfuhr von Laub auf dem Friedhofe in der Schönhauser Allee war bislang von einem Unternehmer besorgt worden für das Pauschquantum von 800 Mark. Die Versammlung beschließt, für das laufende Jahr (vom 1. April 1896 ab) die Abfuhr wiederum demselben Unternehmer zu den alten Bedingungen zu übergeben.

Es stand alsdann ein Antrag auf der Tagesordnung, ausgehend von einem Mitgliede der Versammlung, betreffend Erhöhung des Zuschusses an die Waisen-Kommission. Aus unbekannten Gründen wurde derselbe jedoch vor Beginn der Beratung zurückgezogen. Die Waisen-Kommission ist seit Jahren das Schmerzenskind unserer Gemeinde-Verwaltung; so oft ihre Angelegenheiten zur Debatte standen, gab es heftige Auseinandersetzungen zwischen Vorstand und Repräsentanten-Kollegium, weil es der Waisenverwaltung unmöglich war, mit den ihr zur Verfügung gestellten Mitteln dem gewaltigen Elend in ausreichender Weise zu steuern. Noch in der vorigen Sitzung traten die Gegensätze in schroffster Form zu Tage. Warum ist nun mit einem Mal der so berechtigte Antrag zurückgezogen? Ist dem Herrn Antragsteller mit einem Male der Mut in die Brüche gegangen? Oder hat ihn die Weisheit des grünen Tisches und der geheiligten Bureaukratie so plötzlich überzeugt? Hoffentlich ist der Antrag nur verschoben worden bis zur nächsten allgemeinen Etatsberatung.

Das Depositorium und die Gemeinde-Zuschüsse sind von den Revisoren kürzlich einer Revision unterzogen worden. Selbstverständlich wurde alles, Bücher, Beläge, Quittungen, vorhandene Gelder u. s. w. in bester Ordnung befunden. Das feste Vermögen der Gemeinde beträgt nach dem Ergebnis der Revision zur Zeit nicht weniger als 15,280176 Mark.

Alsdann erstattet Herr Simon Bericht über verschiedene Spezialverwaltungen bezw. deren Rechnungsüberschüsse. Die Armenkommission, der wiederum verschiedene Unterabteilungen unterstehen, so z. B. für durchreisende, verschämte Arme u. s. w. hat das nicht nachzumachende Kunststück fertig gebracht, in Einnahme und Ausgabe grade zu balanzieren. Ihre Gesamtausgabe betrug ca. 160,000 Mark, wovon 96,000 aus freiwilligen Gaben, Vermächtnissen u. s. w. herrühren. Die Gesamtsumme der Stiftungen, Legate u. s. w. beträgt nunmehr die Summe von 938,000 Mark. Das Vermögen der Hauptkasse ist um 22,000 Mk. gestiegen. Trotz alledem konnten von insgesamt 5575 Bittgesuchen nur 2633 berücksichtigt werden. Wie Herr Simon hervorhebt, müssen leider auch solche Antragsteller zurückgewiesen werden, welche einer Unterstützung sowohl würdig wie bedürftig waren. Das sind keine erfreulichen Zustände, aber der heilige Formalismus ist gerettet, denn der Etat der Armenverwaltung balanziert! Waisenhauskommission, nimm dir ein Muster daran! Und wenn gar zu viel der Armen und Bedürftigen an dich herantreten, sage ihnen, der Etat dürfe nicht überschritten werden, er müsse mindestens balanzieren, und wenn sie davon nicht satt werden, so lies ihnen Justizrat Meyers Reden vor, und wenn sie sich daran nicht genügen lassen, nun dann — laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind!

Alsdann referiert Herr Simon über die Rechnungsabschlüsse der Knabenschule, der Mädchenschule, der Religionsschulen, der Präparandenklasse und der Talmud-Thora-Anstalt. Mit einer Ausnahme haben sämtliche Institutionen Minderausgaben zu verzeichnen. Die Versammlung erteilt sämtlichen Verwaltungen Decharge.

Ueber die Abschlüsse der Altersversorgungsanstalt und der Fürsorgekommission berichtet Herr Ruß. Was die Altersversorgungsanstalt anbelangt, so ist die Zahl der Insassen von 190 auf 213 gestiegen. Die Unterhaltungskosten stellten sich im vergangenen Jahre auf 494 Mark für jede Person. Die Beköstigung kommt pro Kopf und Tag auf 68 Pfennig zu stehen. Das gesamte Vermögen der Anstalt hat zur Zeit die Summe von 2,416,264,29 Mark erreicht.

Das Referat, welches Herr Ruß alsdann namens der Fürsorgekommission giebt — dieselbe widmet ihre Thätigkeit entlassenen Strafgefangenen — ist sehr ausführlich gehalten, und enthält mancherlei interessante und lehrreiche Details. Die Kommission, welche aus 18 Mitgliedern besteht, hat ihre Thätigkeit erst seit etwa 7 Monaten begonnen. Ihr Wirken ist einer Anzahl von jüdischen Gefangenen nach ihrer Entlassung in segensreichster Weise zu Gute gekommen. Viele derselben sind zu ihrem früheren Berufe zurückgekehrt, andere haben im Gefängnis ein Handwerk erlernt und üben dasselbe jetzt in der Freiheit aus, manchen ist es sogar gelungen eine selbständige Stellung zu erreichen, wieder andere verdienen sich ihr Brot als schlichte Arbeiter, Jugendliche sind in Erziehungsanstalten gegeben oder Lehrherren überwiesen. Bis jetzt hat es den Anschein, als ob all die Unglücklichen nun-

mehr als gebesserte, der Gesellschaft wiedergegebene Mitglieder derselben angesehen werden können.

Auch diesen Verwaltungen wird Decharge erteilt und damit schließt die öffentliche Sitzung.

Antisemitische Vorwürfe.

Von einem germanisierten Talmudjuden.

(Schluß.)

Um nur ein Beispiel zu erwähnen. Es stirbt ein Mann, der ein in griechischen, mexikanischen, schwedischen, argentinischen Papieren angelegtes Vermögen hinterlassen hatte, das die Witwe aus irgendwelchen Gründen sofort versilbern muß. Sie geht zum Bankier und für die ganze Hinterlassenschaft, die in den verschiedensten und fernsten Ländern realisierbar ist, erhält den ganzen augenblichen Wert sofort voll ausgezahlt. Nun soll aber die Hinterlassenschaft bestehen in Büchern, Juwelen, Möbeln, einer Villa, einem Gut. Falls sich ein Käufer überhaupt so bald findet – dann kann die Witwe froh sein, wenn sie je nach der Art der Hinterlassenschaft $^{1}/_{10}$—$^{2}/_{3}$ ihres reellen Werts bar erhält. Daß letztere Hinterlassenschaften so viel unter dem wirklichen Werte verkauft werden müssen, liegt daran, daß es für Bücher, Villen u. s. w. keine Börsen giebt bezw. geben kann. Und daß der Börse das Verdienst zuzuschreiben ist, daß börsengängige Effekten zu jeder Zeit für den augenblicklichen Wert verkauft werden können, geht daraus hervor, daß, wenn die etwaigen Papiere nicht an der Börse gehandelt werden, sie auch mit großem Verluste verkauft werden müssen, wenn sie nicht überhaupt unverkäuflich sind.

Der nützliche Einfluß der Börse geht viel weiter und ist ein überaus mannigfacher. Daß sie auch mißbraucht werden kann und wird, ist wahr; aber die göttliche oder menschliche Einrichtung soll erst gefunden werden, die nicht mißbraucht wird. Die beste und nützlichste wird es sogar am meisten. Ist die Börse aber nicht der Höllenpfuhl, dann sind auch die Börsenbesucher, christliche oder jüdische, nicht alles Teufel.

Aber nicht nur über den Charakter der Börse und Börsenbesucher, sondern auch über die Erfolge an der Börse herrschen die irrigsten Auffassungen. Die braven Philister, Krämer, Handwerker, Pastoren und solche Junker, die noch nicht selbst vom Baume der Erkenntnis genossen, glauben, daß der Börsenmann weiter nichts thut, als daß er spielend Geld verdient. Eingeweihte denken über das Verdienen der Börse ganz anders. Kaum Einer unter Tausend hat an der Börse nennenswerten Erfolg. Das ist die Meinung von Börsenkennern. Wie wenig diejenigen etwas von den Börsenspekulationsgeschäften halten, die sie kennen, und täglich im großen Maßstabe zu beobachten Gelegenheit haben, davon habe ich mich einmal persönlich überzeugen können.

Ein christlicher Freund hatte durch Börsenspekulation innerhalb bescheidener Grenzen einige hundert Mark gewonnen, und bat mich, da ich doch besonders gute Gelegenheit dazu hätte, auch einmal zu spekulieren. Ich wollte ihm den Gefallen thun, und auch einmal versuchen. Als ich in dem Bureau einer der ersten Berliner Banken, wo ich sämtlichen Herren als ein solider Mensch, wie man zu sagen pflegt, bekannt bin, meine Absicht, einmal zu spekulieren, erklärte, da war auch nicht ein Einziger, der nicht herangekommen wäre, um mir abzureden, und ein Herr, der nicht zu Worte kommen konnte, steckte mir noch schnell einen Zettel mit drei — Kreuzen als Warnung zu. Ich folgte diesen Warnungen und hatte allen Grund, sehr dankbar für sie zu sein.

Auch ist der Börsenmann, der selbst mäßigen Erfolg hat, keineswegs eine beneidenswerte Person. Ich hatte einmal mit einigen kleinen Börsenleuten ein Jahr hindurch zu thun. Einer von ihnen war geweckt, sehr eifrig und verdiente wirklich für seine Verhältnisse und im Vergleich mit Beamten, Geschäftsleuten ziemlich viel. Aber welche Existenz! Keine ruhige Stunde, kaum eine Nacht ruhigen Schlafs! Ewige Aufregung und Angst. Es war für mich entsetzlich, diese Qualen auch nur gelegentlich mit anzusehen. Schließlich wurde er vom Schlage gerührt. Ich bin fest überzeugt, dieser Mann würde, bei seiner Begabung und bei seinem Fleiße, den er auf die Erlangung von Informationen u. s. w. verwendete, wenn er irgend etwas anderes unternommen hätte, es im Laufe der Jahre pekuniär ebenso weit, vielleicht weiter gebracht, seine Gesundheit behalten und mindestens nicht so entsetzliche Jahre verlebt haben.

Viele Juden besitzen in ziemlich hohem Maße die schnelle Kombinationsgabe, Phantasie, kalte Berechnung, Waghalsigkeit und Entschlossenheit, welche zum Börsengeschäfte erforderlich sind. Daß diese Begabung ihnen zum Segen gereicht, möchte ich bezweifeln. Jedenfalls sind die jüdischen Spekulanten nur ein Teil der Spekulantenwelt, und wo es keine oder nur wenige Juden giebt, da blüht der Giftbaum nicht minder. Er würde in Berlin weiter wachsen, blühen und gedeihen, auch wenn kein einziger Jude da wäre, er würde genau denselben Segen stiften und dieselben giftigen Miasmen ausdünsten.

Genau so verhält es sich mit den Wanderlagern, Ausverkäufen, Auktionen, Ramsch- und Abzahlungsgeschäften. Früher oder später findet man sie alle überall mit oder ohne Juden. Soweit sie auf Betrug basieren und daher Objekte für den Staatsanwalt bezw. Gesetzgeber sind, gehen sie mich hier nichts an. Mögen diese ihres Amtes walten. Die andern Geschäfte werden verurteilt, blos weil sie neuartig sind, wie man s. Z. Shoddy, Talmi, Simili, Margarine u. s. w. u. s. w. auch verurteilt hat, deren Wert jetzt nur noch ganz extra-bornierte Menschen nicht anerkennen. Die Abzahlungsgeschäfte sind die notwendige Folge der Entwicklung der großen Städte, Industriezentren, der zahlreichen modernen Bedürfnisse und Anforderungen. In X. bei meiner Mutter existierte auch schon das Abzahlungsgeschäft, nur daß man in dem kleinen Städtchen, wo einer den anderen kannte, bei den primitiven Zuständen keine Zinsen nahm und keine besonderen Kautelen brauchte. In früheren Zeiten brauchte man auch wenig oder keine Hotels, da reichte die — Gastfreundschaft aus. Heute ist die Gastfreundschaft nur noch eine Tugend halbzivilisierter, wenn nicht ganz unzivilisierter Länder. Das moderne Abzahlungsgeschäft ist genau so das Produkt unserer entwickelten Verhältnisse, wie das Hotelwesen, das ja auch seine Auswüchse hat. Das Ramschgeschäft würde, wenn es nicht schon existierte, sicher morgen, oder übermorgen erfunden werden. Die Ueberproduktion, der häufige Geldmangel der Fabrikanten, die Sucht des Publikums billig zu kaufen, die Thatsache, daß es bei vielen Dingen gar nicht darauf ankommt, daß sie solide und gewissermaßen für die Ewigkeit hergestellt seien, wie der Bauernrock früherer Zeiten, und noch verschiedene Umstände erheischen naturnotwendig das Ramschgeschäft, das nur dann übertrieben große Dimensionen annimmt und den konkurrierenden

Geschäften und bis zu einem gewissen Grade dem Publikum gefährlich wird, wenn jene nicht geeignete Gegenoperationen unternehmen, und dieses dumm genug ist zu glauben, daß jemand ein riesiges Geschäft etabliert, um jedem etwas zu schenken. Der Ramscher hat statt des einen und anderen billigen Artikels, mit welchem jedes, auch das solideste Geschäft lockt, zwanzig Lockvögel, gewöhnlich Artikel von ganz geringem Wert, wie Nadeln aller Art, Zwirn, Knöpfe u. s. w., die billig, mit geringstem Verdienst, vielleicht sogar ohne Verdienst, ja mit Schaden verkauft werden. Die Käuferin, welche daraus schließt, daß, weil sie in dem Ramschgeschäft auffallend billig Nähnadeln und Zwirn und Fingerhüte kauft, dort auch Teppiche und Paletots billig kaufen müsse, ist eine Närrin. Sie wird bei diesen Artikeln vielleicht nicht einmal übervorteilt. Der Ramscher hat schon seinen Nutzen, wenn er durch die billigen Lockmittel einen schnelleren Absatz seiner großen Artikel erreicht. Dazu kommt noch der Nutzen, der ihm erwächst aus der Barzahlung, die er leistet und empfängt, aus dem Masseneinkauf u. s. w. Das ist alles kein Betrug, das ist nur ein neues Geschäftsprinzip, ein Bündel verschiedener Geschäftsprinzipien, wie die festen Preise, geringer Aufschlag u. s. w. auch noch gar nicht so alte Geschäftsprinzipien sind, über welche z. B. die „solide" Geschäftswelt gleichfalls Ach und Weh geschrien hat. Im Handel giebt es nicht Ruhe und Rast. Da verdrängt eine Idee die andere im ewigen Kampfe ums Dasein, und untergeht, wer zu lange jammert, statt den neuen Verhältnissen sich zu adaptieren, was noch nicht die neuen Ideen adopieren heißt.

Daß oft oder selbst meist Juden auf diese neuen Geschäftsideen kommen, oder wenn man irgendwo dahinter gekommen, sie schnell adoptieren, das liegt daran, daß sie durch Jahrhunderte gezwungen worden sind, einseitig ihren Geschäftssinn auszubilden, noch heute dazu gezwungen werden. Im übrigen würden alle diese Entwickelungen des Geschäftsverkehrs Deutschland nicht erspart bleiben, auch wenn kein einziger Jude im Lande lebte, ja selbst wenn nicht ein Deutscher dergleichen Geschäfte zu unternehmen den Mut oder die Lust hätte. Es würden eben Ausländer kommen und versuchen, was hier zu Lande neu ist. Ehe der Jude Liebermann „die Engländer vom Kontinent verdrängt" hatte, waren es eben Engländer, die in Deutschland Kattun fabrizierten.

Die geschäftlichen Vorwürfe, die man den Juden macht, beruhen also, so weit sie nicht von interessierter Seite herrühren, zum großen Teil auf Unkenntnis der Geschäftsentwickelung.

Aus Alt-Berlin.

Zwei Kantoren.

Erinnerungen von weil. Prof. L. Lewandowski.

II.

Noch waren die bedenklichen Schwierigkeiten der vier verschiedenen Notenschlüssel nicht gehoben. Immer von neuem entbrannte der Streit, ob die Note auf der ersten Linie des Notensystems c, f, d oder g heißt.

Sehr natürlich wiederholten sich in den Proben unleidliche Dispute und der alte Herr, von der Notwendigkeit durchdrungen, seine Autorität zu wahren, mußte manche Aeußerungen eines Grünschnabels, die unter anderen Verhältnissen eine Beleidigung gewesen wäre, ruhig hinnehmen.

Eines Tages, es war nach der hohen Festzeit, ließ mich A. L. zu sich bitten, um mit mir zu beraten, wie es zu machen sei, all die Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Chorpersonal zu beseitigen. Nach vielfachem Hin und Her kamen wir zu dem Entschlusse, die ganze Partitur in den Violinschlüssel zu transponieren.

Die Ausführung dieses Entschlusses war zwar der einzig mögliche Ausweg, den streitenden Punkt aus der Welt zu schaffen, er war aber mit tausend Gefahren verbunden. Wer je größere Musikstücke transponiert hat, wird an sich die Erfahrung gemacht haben, daß die Umschreibung umfangreicher Partituren schon deshalb nicht geraten sei, weil, bei aller Sorgfalt und Genauigkeit, Fehler unvermeidlich sind.

Der Versuch, einige Nummern umzuschreiben, war durch die Liebe zur Sache und durch die Lernbegierde der jungen Kopisten, leidlich gelungen. Manche Piece ist durch diese Arbeit klarer und verständlicher geworden. Nach und nach war die ganze Partitur umgeschrieben und dadurch allen Streitigkeiten ein friedliches Ende bereitet worden.

Die zunehmende Schwäche Lions machte oft Vertretungen notwendig; Mirkin und der Synagogendiener (Schammes) Seelig Joseph, ein in der Schule des alten Aron Beer, des Vorgängers Lions gebildeter Naturalist, thaten dies nach besten Kräften. Seelig Joseph, mit einer von Jugend an begabten, antiquierten „Mauch-Kol-Stimme", zeichnete sich durch den Triller, den er stets in Terzen ausführte, rühmlichst aus. —

Die Leistungen der Vertreter genügten der Gemeinde durchaus nicht, und die Gemeinde drängte den Vorstand, neben A. L. einen zweiten Kantor etatsmäßig anzustellen.

Patriotische und Nationalfeste brachten von Zeit zu Zeit Belehrungen in deutscher Sprache in die Synagoge. Die Gedankenfülle Zunz'scher Kanzelreden wurde die natürliche Anregung zu regelmäßigen Vorträgen in der Synagoge.

Und so kam 1844 Michael Sachs, dessen Beredsamkeit alle Hörer zur Bewunderung und Begeisterung hingerissen, als Prediger von Prag nach Berlin. Ueber diese Persönlichkeit und ihre überreichen Gaben zu sprechen, fühle ich mich weder berufen noch befähigt. Es sei jedoch die Bemerkung gestattet, daß in der Berliner Gemeinde Michael Sachs unvergessen bleiben wird. —

Sachs kam aus einer Gemeinde, die bereits einen zeitgemäßen Gottesdienst mit vortrefflichen Leistungen und zeitweiliger Benutzung der Orgel besaß. Pereles beherrschte dort das Gebetpult. — Was Wunder, wenn Michael Sachs von der oft albernen und abgeschmackten Vortragsweise des A. L. nicht sehr angenehm berührt war und sie demgemäß beurteilte.

Die Anstellung einer jungen Kraft, welche als Vorbeter im modernen Sinne wirken sollte, wurde durch den Vorstand zum Beschluß erhoben. Man richtete seinen Blick auf Lichtenstein, zur Zeit in Stettin. Sein Ruf großer Begabung und immenser Stimmmittel war allgemein verbreitet. Lichtenstein erhielt noch im Jahre 1844, kurz vor den hohen Festtagen, vom Gemeinde-Vorstande eine Einladung zu einem Sabbat-Vortrag. Lichtenstein, überrascht von der ihm zuteil gewordenen Ehre, bat mich brieflich, ihn in Stettin zu besuchen.

Die Veranlassung zu dieser Bitte war eine sehr natürliche. Lichtenstein hatte bislang noch keinen Kultus mit Chorgesang zelebriert. Ich reiste nach Stettin, um ihn für eine so schwierige Funktion vorzubereiten. Um ihm keine Unbequemlichkeiten zu bereiten, habe ich dort seine, ihm lieb ge-

wonnenen Melodien, chorisch gesetzt und sie bei seinem Probevortrag dem Chore eingeübt.

Lichtensteins Debüt war in der Wirkung wie ein elekrischer Funke, er kam, sang und begeisterte die versammelte Gemeinde. Aber die Dämonen, welche jeder Größe gegenüber eifersüchtig in finsteren Schluchten lauern, hatten auch hier ihre teuflischen Krallen ausgestreckt. — Sechs Monate hindurch spielten im Hintergrunde Intriguanten jeglicher Art ihre traurige Rolle, um das Engagement des Lichtenstein zu verhindern. Ostern 1845 kam Lichtenstein nach Berlin und fungierte abwechselnd mit A. L. Die Periode bis zur Pensionierung des alten Herrn mag hier unberührt bleiben —

Kurz vor dem Ableben des A. L. saß ich an seinem Krankenbette. A. L. war sehr trostlos, verstimmt, ja verbittert, und meinte, er werde noch lange leben müssen. Ich frug, warum fürchten Sie? er sprach: ich habe jüdisches Geld erspart und das muß ich, nach einer alten Sage, im Krankenbette verbrauchen. — — — —

Ascher Lion ging, hochbetagt und hochgeehrt von seiner Gemeinde, zu seinen Vätern.

(Schluß folgt.)

Das Alphabet.

Von Dr. Ad. Jellinek.

Der Leser erwarte weder eine linguistische noch eine paläographische Untersuchung; das hebräische Alphabet und seine eigentümliche Geschichte sollen blos als ein Beitrag zur Charakteristik des jüdischen Stammes behandelt werden.

Nach Olshausen (über den Ursprung des Alphabetes) und Hitzig (Erfindung des Alphabetes) gebührt die Ehre einer der wichtigsten, einflußreichsten und scharfsinnigsten Erfindungen des Menschengeistes den Hebräern und nicht den Phöniziern. Der letztere schließt seine Abhandlung mit den Worten: „Gehört der Erfinder dem Volke Israel an, so hätte dasselbe nicht nur durch Erfassung eines geistigen, von der Welt getrennten Gottes zuerst den Geist der Natur überhaupt entnommen, sondern durch eine ähnliche That der Abstraktion denselben auch der Unmittelbarkeit eines reflexionslosen Lebens in der Sprache." Geht man vom ethnographischen Gesichtspunkte aus, so hätte diese Annahme viel für sich. Das Alphabet ist nämlich aus einer verständigen Vereinfachung der komplizierten egyptischen Hieroglyphen hervorgegangen, und zu dieser Läuterung und Abklärung eines verwickelten Schreibsystems ist der jüdische Stamm vollkommen geeignet. Das Bild wurde zum abstrakten Lautzeichen, und das Zeichen für den Laut auf ein einziges reduziert. Doch lassen wir die Priorität und das Eigentumsrecht der Erfindung auf sich beruhen; der jüdische Stamm hat jedenfalls den frühesten Gebrauch von ihr gemacht, hat dieses wichtige Kulturelement am raschesten sich angeeignet, was ein vollgiltiges Zeugnis seiner Bildungs- und Fortschrittsfähigkeit ist. Noch mehr. Ohne das Alphabet, ohne ein einfaches Schriftsystem konnte seine Religion nicht realisiert, sein stark agierender Individualismus nicht befriedigt werden. In Egypten gab es keine auf idealer Gleichheit der Menschen ruhende Religion, indem die Priester allein in die religiösen Mysterien eingeweiht wurden; keine Individuen, kein Hervortreten der Persönlichkeit, indem jeglicher nur als Glied seiner Kaste Geltung hatte. Dem entsprachen auch die Hieroglyphen, die nur von Priestern verstanden wurden und im gewöhnlichen Verkehr des Volkes sich nicht anwenden ließen. Die Religion Israels wandte sich an jeden Einzelnen, sollte von ihm verstanden werden, verlangte von ihm, daß er ihre Gesetze lese und schreibe, bedurfte daher des Alphabets, eines einfachen Schriftsystems, das jedermann leicht begreifen konnte. Es ist auch bezeichnend, daß Muhammed die Juden „die Leute der Schrift" (ahl el-Kitâb) nannte. Der Individualismus, die Blüte der Subjektivität, strebt nach der freien Entfaltung des Ich, die gleichfalls durch die Schrift wesentlich gefördert wird. Wer nicht schreiben kann, verliert ein Stück seiner freien Individualität; es fehlt ihm ein Mittel, seine Gedankenwelt zu beherrschen, zu ordnen, zu konzentrieren, sich selbst gleichsam wiederzufinden. Schön und zugleich charakteristisch ist das Wort der Hagada: „Die zweiundzwanzig Buchstaben des Alphabets glänzen und glühen in feuriger Schrift in der Weltenkrone, welche die Gottheit schmückt" (vrgl. Bet ha-Midrasch III, 50). —

In der hebräischen Sprache ist der Konsonant das stabile, der Vokal das bewegliche Element, der erstere drückt den Begriff, das Wesen, den Kern aus, der letztere bezeichnet die Nüancierungen, die feinen Unterschiede, den Ton und die Farbe. Der jüdische Stamm hat daher, seiner Neigung zur Stabilität folgend und von seiner lebhaften Subjektivität getrieben, mit bloßen Zeichen für Konsonanten sich begnügt, die Bezeichnung der Nüancen durch Vokale der subjektiven Energie und der Verstandesthätigkeit überlassend. —

Das hebräische Alphabet hat eine eigentümliche Geschichte, die wir zur Charakteristik des jüdischen Stammes in allgemeinen Umrissen erzählen wollen.

Man sagt und schreibt gewöhnlich, daß das Weib in der Mitte des jüdischen Stammes eine niedrige Stellung eingenommen habe, und daß es erst durch eine jüngere Religion in seine Würde eingesetzt worden sei — und doch hat dieser Stamm das älteste Lied vom braven Weibe gedichtet, das den Schluß der Sprüche Salomo's ausmacht! Dieses Lied ist alphabetisch geordnet, d. h. die Buchstaben des Alphabets bilden ihrer Reihenfolge nach den Anfang der Verse. Es geschah dies deswegen, damit man es leichter auswendig lerne, indem das Gedächtnis an der alphabetischen Ordnung eine Stütze erhält — und das ist das älteste mnemonische Hilfsmittel der Juden!

Schon zur Zeit des Propheten Jeremias verstand man in Judäa die Dechiffrierkunst, die den Chaldäern unbekannt gewesen sein muß, indem er in einer seiner Reden aus Vorsicht gegen die nordische Macht lbkmi für csdim (casdim, Chaldäer) gebrauchte. Derselbe dichtete seine Lamentationen alphabetisch, damit sich die Nation dieselben einpräge.

Zu Hillel kam einst ein Heide mit der Bitte, ihn in den Schoß des Judentums aufzunehmen, ohne daß er das mündliche Gesetz, die Tradition, anzuerkennen brauche. Der jüdische Weise lehrte ihn das Alphabet in der gewöhnlichen, am folgenden Tage aber in umgekehrter Ordnung. Darob war der Heide ganz erstaunt. „Das lautet ja ganz anders, als ich es gestern aus Deinem Munde hörte?" Siehe, erwiderte der kluge Rabbi, Du appellierst an meine gestrige mündliche Belehrung, und sträubst Dich, meine mündliche Erläuterung des Gesetzes anzunehmen!

In den jüdischen Kinderschulen, erzählt der Talmud, wurden die Namen des Alphabetes gedeutet und erklärt — und diese Erklärung ist der kürzeste Katechismus der Wohlthätigkeit, die schon den jüdischen Kindern eingeschärft wurde!

R. Simon ben Lakisch, wird berichtet, machte die Bemerkung, daß der Anfang, die Mitte und das Ende des

Alphabets das Wort „Wahrheit“ (אמת-emet) bilden, war also ein entschiedener Gegner Talleyrand's, der bekanntlich behauptete, die Sprache sei dem Menschen gegeben, damit er seine Gedanken verberge.

Die Pythagoräer bedienten sich der Zahlen als Symbole für die Prinzipien des Kosmos. Ein jüdischer Weiser gebrauchte das Alphabet zu diesem Zwecke und verfaßte in diesem Geiste das Buch Jezira, das später von den Kabbalisten benutzt wurde.

Die Masoreten zählten die Buchstaben des Pentateuchs aus, damit er nicht gefälscht werde. Welche Ausdauer und welche Pietät!

Am Wochenfeste, erzählt R. Elasar aus Worms, begann man die Kinder im Lesen zu unterrichten. Es wurde denselben das Alphabet vor- und rückwärts vorgesagt, und dann ließ man sie die mit Honig bestrichenen Buchstaben ablecken. Jedes jüdische Kind lernte also lesen! Selbst in unserer Zeit giebt es noch kein Volk außer dem jüdischen, dessen Glieder alle ohne Ausnahme eine Sprache lesen könnten. Aus dieser Sitte am Wochenfeste ging ein Midrasch hervor, der die Buchstaben des Alphabets deutet und besonders die am Wochenfeste geoffenbarte Thora verherrlicht. Es ist der Alphabet-Midrasch des R. Akiba.

Die neuhebräischen Dichter verfaßten ihre weltlichen und synagogalen Gesänge zumeist mit Akrostichen, welche den Namen des Autors enthalten. Diese Sitte, welche dem Dichter einen Zwang auferlegt, leistet der Litteraturgeschichte große Dienste.

Die fremden Sprachen, welche die Juden in der Zerstreuung erlernten, transkribierten sie mit dem hebräischen Alphabet. Wir besitzen Druckwerke, in denen arabisch, persisch, spanisch, selbst tatarisch mit hebräischen Buchstaben geschrieben sind. Hierin sind Partikularismus und Universalismus zu einer höhern Einheit verbunden.

Die letzte geschichtliche Phase des hebräischen Alphabets ist, daß es heute Juden giebt, die es — nicht mehr lesen können!

„Papst Elchanan.“

Von ***.

I.

Bei Halberstadt, dem alten Bischofssitze, liegt das Dorf Ströbeck, seit mehr als 300 Jahren berühmt durch die Fertigkeit seiner Bewohner im — Schachspiele. Um dieser Tugend willen haben frühere Bischöfe von Halberstadt den Ströbecker Bauern manche Abgaben, Frohnen und Zehnte erlassen, und wo man noch heute die Großthaten der Helden auf dem Brette, das ein Schlachtfeld bedeutet, der staunenden Nachwelt erzählt, da wird der Name jenes Dörfleins ruhmvoll erwähnt.

Man wird zugeben, daß diese Erscheinung auffallend, ja geradezu rätselhaft ist. Wer war es, der vor vielen hundert Jahren schlichten Landleuten die Geheimnisse des Rösselsprunges offenbarte? Denn sicherlich will es keinem in den Sinn, daß deutsche Bauern Anno Leibeigenschaft und Gaugrafentum aus eigener Initiative sich für das morgenländische Spiel interessiert haben würden, das nur vornehmeren Leuten, und zwar dem denkenden Teile derselben, zur Erholung erfunden ward. Wie im Traume sich das Leben spiegelt, so ist das Spiel ein Schattenbild der Arbeit und der Berufsthätigkeit. Feldherren spielen mit bleiernen Soldaten, Staatsmänner unterhalten sich am Brettspiele, und der Bauer wird gewiß nicht die geringste Zerstreuung an einem Wettkampfe finden, der als Spiel denn doch zu ernst ist, und wieder gar zu sehr ein Spiel, um als Ernst gelten zu können. Dem bäuerlichen Leben, das von Wind und Regen abhängig ist, entspricht vor allem das Hazardspiel, die blinde Hingebung an den Zufall, den keine Berechnung und keine Vorherbestimmung ergründet. Der Bauer unterwirft sich am liebsten des Glückes dunkler Macht, die sich im raschen Wechsel des Momentes offenbart und durch der Würfel unversehenen Fall die Furcht und Hoffnung zur plötzlichen Enttäuschung führt.

Dennoch ist es Thatsache, daß Ströbeck wie eine vereinzelte Schach-Insel aus dem Idyllenreiche der Dorfgeschichten hervorragt, und wir stehen hier vor einem seltsamen Geheimnisse, das durch die Versuche einzelner Chronisten, es zu enthüllen, nur noch mysteriöser geworden ist. So will z. B. eine Halberstädter Chronik über den Ursprung der Schachmuse zu Ströbeck folgendes wissen:

Vor vielen hundert Jahren kam eines Tages ein junger Mönch in das Dorf, man wußte nicht woher, noch weshalb. Er nannte sich Leonhardt, verweigerte alle Auskunft über seine Abstammung, wies sich blos als Jünger einer Klosterschule zu Mainz aus, wo er auch seine Priesterweihe empfangen hatte, und gab vor, sich in der Einsamkeit des Landlebens der Beschaulichkeit hingeben zu wollen. Es war ein blasser, stiller Mann, über dessen interessantes Antlitz eine rührende Schwermut hingegossen war, und wenn er sinnend unter der Linde saß, den Mund zu einem schmerzensvollen Lächeln verzogen, den Blick verklärt gen Himmel, da entrang sich mancher schwere Seufzer der beklommenen Brust, als fühlte sich diese von der Sünde Wucht belastet. Er betete viel und mit Inbrunst, er fastete mehr, als das Kirchgebot erheischt, saß manche Nacht über den Büchern, und so schien denn wirklich alle Leidenschaft in ihm niedergekämpft, alle Teilnahme für das zeitliche Dasein erloschen. Nur eine einzige, sonderbare Liebhaberei war es, mittelst deren sein Geist, wie an einem letzten dünnen Faden, noch mit dem weltlichen Leben zusammenhing; der blasse, schwarzlockige Büßer war nämlich ein leidenschaftlicher Schachspieler, saß stundenlang vor dem Brette mit den 64 Feldern, die Figuren gegeneinander in Bewegung setzend. Endlich ward er müde, sich selber den Widerpart zu machen, und erzog sich die Bauern von Ströbeck zu guten Schachisten, ihnen manche kostbare Spieltraditionen anvertrauend. Allein plötzlich verschwand der gute Leonhardt. Ebenso geheimnisvoll und überraschend, wie er gekommen war, reiste er wieder ab und ward, wie man nachträglich erfuhr, des Halberstädter Bischofs Beichtiger und von diesem in besonderer Mission nach Rom geschickt, woher er nimmer wiederkehrte. Der Bischof von Halberstadt aber stellte Handfesten und Freibriefe, offenbar auf Verwendung Leonhardts aus, kraft deren den Bauern von Ströbeck viele Frohnen und Gaben erlassen sein sollten, so lange sie das edle Schachspiel noch fürderhin pflegten und den Erholungen durch rohe Balgereien und verderbliches Würfelspiel entsagten.

Soweit der Chronist von Halberstadt.

Man wird zugeben, daß des frommen Leonhardt psychologisch unerklärliche Spielwut das Dunkel, das über der Sache schwebt, nicht nur nicht erhält, sondern noch mysteriöser erscheinen ließe, wenn nicht aus einer ganz entfernten Sphäre, aus der man es am wenigsten erwarten möchte, ein eigentümliches Streiflicht herüberfiele. Seit vielen hundert Jahren

t

nämlich lebte im Ghetto, d. i., wie man weiß, der Judenzwinger, zu Mainz eine wunderliche Legende, die mit der Schachgeschichte des Ströbecker Mönches in irgend einer geheimen Beziehung steht. Diese Legende beleuchtet die dunkle Partie in Leonhardts Leben, füllt ergänzend die offenbaren Lücken der Halberstädter Chronik, beschattet sie aber auch recht romantisch und läßt sie vom mittelalterlichen Sagendufte umfließen. So viel steht fest, daß hier zwei Märchen miteinander in unsichtbarer Kommunikation bleiben, wie die Feuerherde zweier Vulkane häufig durch unterirdische Gänge im Zusammenhange stehen, wie sehr sie auch sonst auf der Erdoberfläche durch Tausende von Meilen getrennt auseinander liegen.

Die Legende des Mainzer Ghetto kann zwar weder der historischen Wahrheit, noch der poetischen Schönheit beschuldigt werden, vielmehr ist sie umgekehrt für eine Historie zu schön und für eine Dichtung zu wahr. Doch wir wollen sie zuerst erzählen, wie sie im Munde des Volkes lebt — die Reflexionen darüber laufen uns nicht davon.

* * *

Es war einmal zu Mainz ein frommer, hochgelehrter Herr, den man seiner unermeßlichen Wissenschaft halber schlechtweg den großen Rabbi Simon ben Isaak Barabun nannte. Er war heimisch in der Philosophie, Theologie, war Dichter und Arzt, Astrolog und Wunderthäter. Seine Lieder wie seine Kuren, seine Horoskope wie seine Ratschläge standen weit und breit im höchsten Ansehen, und seine Tugend war über allen Zweifel erhaben. All seinen Größen und Gaben reihte sich noch eine Geschicklichkeit an — seine Unüberwindlichkeit im — Schachspiele. Grafen und Fürsten, ja selbst gekrönte Häupter fanden es nicht unter ihrer Würde, mit dem damaligen Philidor, dem berühmten Barabun, eine Partie zu wagen, und sei es auch nur, um sich an seinem Scharfblicke und seiner Schlagfertigkeit zu ergötzen. Als nun diesem großen Wundermanne ein Sohn geboren wurde, ging er hinauf in die Geheimstube auf dem Söller, wo drei Spiegel standen, welche ihm die Zukunft in Bildern enthüllten, und befragte sie um das kommende Geschick des Neugeborenen. Da blitzten alle drei im hellsten Lichte auf. Der eine zeigte ihm den Sohn als Jüngling, vom Weisheitsglanze umflossen; der zweite den Mann, wie er auf dem Throne sitzt, ein Diadem um die Stirn; der dritte zeigte den Greis im Bußgewande, das Haupt vom heiligen Glorienscheine umstrahlt. Da nannte Barabun seinen Sohn Elchanan, d. i. Theophil oder Amadeus, zu Deutsch Gottlieb, Liebling Gottes, und bald bewährte sich an dem schönen, geistvollen Knaben die Prophezeiung des Spiegels. Elchanan, das Wunderkind, war das Tagesgespräch zu Mainz, und selbst zu des Bischofs Ohren drang der Ruf des jungen Barabun. Der Vater ließ sich's nicht nehmen, seinen Sohn selber in die Hallen der Wissenschaft einzuführen, und erschloß den Knaben, sobald dieser zu fassen vermochte, die Geheimnisse des — Schachspieles.

* * *

Doch hier müssen wir die Erzählung unterbrechen, um dem weniger eingeweihten Leser die kulturhistorische und soziale Bedeutung, die dem Schachspiele in alter Zeit beigelegt wurde, verständlich zu machen. Das Spiel im allgemeinen hat eine weit höhere Mission im gesellschaftlichen Leben, als blos die Arbeit abzulösen, die Erholungsbedürftigkeit zu befriedigen und den Geist in angenehmer Weise thätig zu erhalten. Am klarsten wird uns die moralische Erhebung, die das Spiel zu gewähren vermag, an der Art, wie Friedrich II., König von Dänemark, es richtig auffaßte, so oft er daran ging, sich zu belustigen. Er warf nämlich den königlichen Mantel ab und sagte: „Nun laßt uns Possen treiben, weil der König hinweg ist.“ Hatte er des Spieles genug, schwang er den Mantel um die Schultern und sprach: „Hollah! Jetzt heißt's ruhig sein, der König ist wieder da.“ — Im Spiele tritt das reine Menschentum aus allen Zuthaten, womit Beruf, Rang, Stellung und soziale Ordnung es verbarrikadieren, wieder hervor und hebt alle künstlichen Unterschiede der Stände für eine kurze Weile auf. Das Spiel, sei es Zufalls-, Verstandes-, oder Kraftspiel, macht alle Teilnehmer gleich, sie alle dem einen Gesetze unterwerfend, derselben Macht unterstellend, und läßt keinen anderen Vorrang gelten, als den die eigene physische oder geistige Kraft dem Individuum von Natur aus verliehen hat. Die Spiele galten daher immer als wirksame Mittel gegen spröde Abschließung und separatistische Gelüste einzelner Stände und Familien. So fanden die Griechen in ihren olympischen Spielen ein Band, das sie umschlungen hielt und die Eifersüchteleien zwischen den Hellenen verscheuchte. So war es

„Der Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint.“

Und so war es im Mittelalter, das die ganze Menschheit nach Zünften und Innungen nummeriert hatte und sie in ein Aggregat von partikularistischen Ständen zu zersplittern drohte, das edle Schachspiel, welches die schroff gegenüberstehenden Kreise näher brachte. Im Schachspiele, das der reine, von allen Rücksichten der Sozietät losgeschälte Menschenverstand beherrscht, kommt das Bewußtsein der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit zum Durchbruche und dämmert die Ahnung heran, daß es eine Humanität gebe, die keinen jener künstlichen Unterschiede zwischen Menschen und Menschen anerkennt. Im Schachspiele ist eine Pasigraphie wie in den Ziffern und Zahlzeichen gegeben, eine Schrift, die allgemein leserlich ist und die sich frei von allen Einflüssen der trennenden Nationalitäten, Konfessionen und Rangstellungen erhält. In dieser objektiven Uebung des reinen Geistes finden sich die Menschen alle gleich, wie in der Entartung und Gemeinheit, und wenn Heine richtig sagt:

Selten auch verstand ich euch;
Nur wo wir im Kot uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich. —
Selten habt ihr mich verstanden,

so läßt sich dasselbe behaupten, wenn sich die Geister in einer Sphäre begegnen, wohin das Interesse der Engherzigkeit nicht zu dringen vermag. Nur in der Mitte zwischen der Gemeinheit und der sublimen Denkkraft verstehen die Menschen einander nicht mehr. Daß allerdings vom Allgemeinen zum Gemeinen der Sprung nicht weiter ist, als vom Erhabenen zum Lächerlichen, und daß daher auch das Spiel zum Laster werden kann, geben wir gerne zu. Nur darf man den Wert des Spieles für echte Zivilisation auch nicht unterschätzen. Jedenfalls wird man erkennen, daß das Schachspiel den von Menschenhaß und blödsinnigem Vorurteile verfolgten und gepeinigten Juden des Mittelalters den Verkehr zwischen dem Ghetto und der Außenwelt, zwischen den Opfern des Fanatismus und den Handhabern der Gewalt vermittelte. Wie mancher scharfsinnige Schachist rettete durch eine einzige Partie das Leben von Hunderten seiner Glaubensbrüder, und wie häufig bot das Brettspiel Gelegenheit, die hohe Begabung der verachteten Parias kennen zu lernen! Fand doch selbst

ein Lessing noch seinen Mendelssohn am Schachspiele, und wer wird es daher unserem Barabun verübeln, daß er seinen Sohn nicht früh genug mit dem einzigen Mittel, sich als Mensch zu dokumentieren, bekannt machen konnte.

(Schluß folgt.)

Wochen-Chronik.

Berlin, den 17. Oktober.

* **Berliner Nachrichten.** Von einem uns persönlich bekannten greisen Mitgliede unserer Gemeinde und ständigen Besucher der Synagoge in der Kaiserstraße erhalten wir folgende Zuschrift, die in ihrer Schlichtheit fast rührend wirkt:

Geehrter Herr Redakteur!

Als Leser Ihres geschätzten Blattes erlaube ich mir an Sie die Frage zu richten, ob mit unserem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele was los ist. Sie werden mich wohl zum Rabbiner schicken, der doch dazu da ist, die Mitglieder zu belehren. Aber mit dieser Frage gehe ich zum Rabbiner nicht. Denn hören Sie, was für einen Possen mir dieser gespielt. Ich habe einen Schwiegersohn, der zu den Modernen gehört, der von der Schul und vom Judentum wenig hält. Nur mit Mühe konnte ich ihn bewegen, das Gotteshaus am Schmini Azeres aufzusuchen, um dort seiner Toten zu gedenken. Er machte sich lustig über die Seelenfeier. Wenn man gestorben ist, ist es alle, meinte er. Unser Doktor X. ist doch gebildeter als Du und predigt doch zur Seelenfeier, sagte ich ihm, und er ging mir zulieb in die Schul. Wäre er lieber zu Hause geblieben. Denn was ich einfacher Jude seit 50 Jahren glaubte, predigte mir der Rabbiner mit einemmale ab. Auch die größten Männer verfallen der Vergessenheit — An das Jenseits denke man so wenig als möglich. — Von der Unsterblichkeit kann man nichts wissen, predigte der Rabbiner. Mein Schwiegersohn lispelte mir zu: Ein gescheiter Kopf, dieser Doktor. Na, dachte ich, es kommt noch am Schlusse der Predigt anders. Aber je mehr der Rabbiner dokterte, desto schöner wurde es. Er predigte in der Schul genau wie mein Schwiegersohn zu Hause. Freilich schöner, begeisterter. Aber sagen Sie selbst, Herr Redakteur, soll man für die schönen Reden auf der Kanzel der Gemeinde beisteuern, sich als Jude schmähen lassen, wenn doch nichts daran ist, wenn selbst das Bischen Unsterblichkeit Wurst ist? Der Schmini Azeres faßt alles das zusammen, was der Tischrimonat lehrt, und dies ist nach der Rede zur Seelenfeier, daß man nicht „hinüberschielen" soll ins Jenseits und nicht glauben soll wie die „Frommen", daß die „himmlische Gerechtigkeit im Jenseits" die guten Handlungen vergelte! Erlauben Sie mir eine Frage: Wenn in einer orthodoxen Schul so gepredigt wird, was wird man in der modernen Schul, die im Westen errichtet werden soll, predigen? Etwa, daß man keine Rabbiner mehr braucht? Ist meine Frage albern? Alter schützt vor Thorheit nicht, pflegte meine gottselige Mutter zu sagen. Die „gottselige" Mutter! Wir Juden sind unverbesserlich! Ich spreche noch nach der Predigt von einer „seligen" Mutter. Koheles war auch so albern. Herr Dr. X. meint nämlich, daß Koheles nur deshalb ein unglücklicher Mensch, ein Schwarzseher gewesen ist, weil er sich mit der Unsterblichkeit viel zu schaffen machte. Ich will offen gestehen, daß ich die Predigt nicht ganz verstanden habe, aber so viel haben wir, meine Nachbaren, ich und mein Schwiegersohn — der es doch sicherlich versteht, da er über die Unsterblichkeit wie der Herr Rabbiner denkt — verstanden, daß der Rabbiner nach dieser Rede keine Ursache mehr hatte in seinen Gebeten der Unsterblichkeit der Seele zu gedenken. Ich hätte Sie, geehrter Herr Redakteur, nicht mit diesem Brief behelligt, wenn nicht fast alle Anwesenden meiner Ansicht wären. Einer meinte sogar, daß der Vorstand an den Predigtsabbaten nur alten Leuten, die nicht mehr zu ändern sind, den Besuch des Gotteshauses gestatten sollte, aber nicht jungen Leuten, damit sie nicht dem Judentum ganz den Rücken kehren.

Wir haben den Namen des amtierenden Rabbiners nicht genannt, weil es uns hier nicht um irgend eine Person, sondern lediglich um die Sache zu thun ist, und weil wir ferner eine Erklärung und Aufklärung provocieren wollen. Uns, die wir die Predigt nicht gehört, will es scheinen, daß ein Mißverständnis an der allgemeinen Entrüstung schuld ist.

— **Die Reformgemeinde** hielt am vorletzten Sonntag eine Versammlung ab, an der nur Mitglieder teilnehmen durften. Punkt 2 der Tagesordnung lautete: „Stellungnahme zu den diesjährigen Repräsentantenwahlen". Die Beschlußfassung über diesen Punkt wurde jedoch hinausgeschoben, nachdem der Vorsitzende mitgeteilt, daß der Vorstand der Reformgemeinde an den Vorstand der Gesamtgemeinde das Gesuch gerichtet habe, im Westen der Stadt ein Gotteshaus mit dem „Ritus" der Reformgemeinde zu errichten, und geraten hatte, die Antwort des Gemeindevorstandes abzuwarten, ehe man sich für die Wahlen binde. Aus der Diskussion ist hervorzuheben, daß allerseits ein Zusammengehn mit dem Zentral-Verein als völlig unmöglich bezeichnet wurde. Zwar ist auch der liberale Verein nicht ganz nach dem Herzen der Reformgemeinde, indem er nicht den Mut hat zu sagen, was er will, und nicht die Kraft zu wollen, was er sagt; gleichwohl soll er in Gnade aufgenommen werden, und dann — vae victis!

— **Neues über Friedrich Engels.** Ein deutsches Sprichwort sagt: Wirf die Katze, wie du willst, sie fällt doch immer auf die Beine. So gehts dem Juden auch. In irgend einer Weise ist er immer schuld an allem Uebel; um das „Wie?" ist der Herr Antisemit nie verlegen. Vor kurzem hatte ein französisches Antisemitenblatt den in London verstorbenen Sozialisten Friedrich Engels zum Vollblutjuden gestempelt, um damit den Sozialismus als Ausfluß echt jüdischer Gesinnung hinzustellen. Ein anderes Blatt, der „Deutsche (recte antisemitische) Generalanzeiger" in Berlin hat dagegen so ziemlich das Gegenteil herausgefunden, daß nämlich Engels von den Juden aus dem Wege geräumt worden sei. Engels sei, dem genannten Blatte zufolge, im Begriffe gewesen, einen Artikel gegen die Börse zu schreiben. Darum habe das Judentum das allerhöchste Interesse gehabt, diese Arbeit unter keinen Umständen an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, und wenn es auch ein Verbrechen kosten sollte, vor dem das Judentum in solchen kritischen Augenblicken niemals zurückgescheut habe. — Die geehrten „Zeit- und Gesinnungsgenossen" haben nun die Auswahl, entweder auf den Vollblutjuden Engels zu schimpfen oder ihn als antisemitischen Märtyrer zu preisen oder abwechselnd beides nach Bedarf zu thun. Jedenfalls fällt die Katz' auf die Beine.

— **Jubiläum.** Dem Direktor des Reichenheimschen Waisenhauses, Dr. Moritz Jutrosinski, wurden am Freitag aus Anlaß der Feier seines siebzigsten Geburtstages zahlreiche Ovationen dargebracht. Das Kuratorium war unter Führung des Geheimen Sanitätsrats Dr. Boas erschienen und brachte unter Ueberreichung eines kostbaren Teppichs seine Glückwünsche dar. Im Namen der früheren Erzieher und der früheren Zöglinge gratulierte der Seminarlehrer Rosenthal. Er überreichte Herrn Dr. Jutrosinski im Auftrage der früheren Erzieher eine Urkunde über eine Stiftung, die den Namen der verstorbenen Tochter des Anstaltsdirektors tragen soll, mit der Bestimmung, daß die Zinsen als Hochzeitsaussteuer für entlassene Zöglinge der Anstalt dienen sollen.

— **Die Gemeindesteuern** für das laufende Etatjahr (1. April 1895 — 31. März 1896, betragen 55 % der staatlichen Einkommensteuer. In den Jahren 1893/94 und 1894/95 betrugen die Gemeindesteuern ebenfalls etwa 55 %,

doch war der Prozentsatz bisher nicht so streng durchgeführt, wie es diesmal ist und in Zukunft der Fall sein wird.

— **Eine neue Rednerschule**, in welcher Agitatoren des Ahlwardtismus ausgebildet werden sollen, wird, wie wir hören, in Berlin eröffnet werden. Wir erfahren über dieses Institut von bestindiskreter Seite einige Details über das Programm der Vorlesungen, welches ein sehr reichhaltiges ist. Es mag vorweg bemerkt werden, daß nur ganz extraordinäre Professoren der Beredtsamkeit angestellt werden und lediglich solche Schüler als Kalumnen Aufnahme finden, welche noch nicht über die Flegeljahre hinaus sind. Von den zu erwartenden Vorlesungen seien folgende besonders erwähnt und empfohlen: 1. Das Reden in allen Doppelzungen. 2. Ueber die Kunst, so zu verleumden, daß sicher etwas hängen bleibt. 3. Das Knotensystem in der Disharmonielehre. 4. Die Abstammung des Menschen vom Schimpfanse. 5. Die Wichtigkeit des Amzeugflick-, der Ehrabschneider und anderer Schandwerker für die Agitation. 6. Der Einfluß der Fischfrau auf die Tellersammlung. 7. Wie das Parowdies durch die Macht der Rede zur Herrschaft gelangen kann. 8. Die Kunst, abends in den Tag hinein zu reden. 9. Deklamationslehre. (Vorgetragen werden hierzu: Der phrasende Roland. Der Lümmel auf Erden. Der Faucher. Der Gang zum Eisenhammerstein. Das Lied von der Glocke Gehlsen's u. s. w.) 10. Ueber das Material, mit welchem das Maul vollgenommen werden muß. — Das sehr zeitgemäße Institut wird schon in diesen Tagen feierlich eröffnet. Herr Ahlwardt wird die üble Nachrede halten.

K. J.

— **Jüdische Hospitantinnen in den Gemeindeschulen.** Nach einer Mitteilung des Provinzialschulkollegiums an die städtische Schuldeputation hat dasselbe die Unterrichtserlaubnis für jüdische Hospitantinnen an den hiesigen Gemeindeschulen dahin erweitert, daß dieselben die jüdischen Gemeindeschullehrerinnen nicht nur in dem Religionsunterricht vertreten dürfen, sondern auch in den andern von denselben geleiteten Unterrichtsfächern. — Diese Nachricht besagt zweierlei. Erstens stellt sie fest, daß der Boykott gegen die jüdischen Hospitantinnen aufgehoben ist, zweitens besagt sie, daß die Thätigkeit jüdischer Lehrerinnen sich nicht blos auf den Religionsunterricht beschränken müsse, sondern daß sie sich auch auf den Unterricht in anderen Fächern erstrecken dürfe.

— **Einen gefühlvollen Nekrolog** widmet erst jetzt die „Kreuzzeitung" ihrem verflossenen Chefredakteur, dem verdufteten Freiherrn Wozu:

„Herr v. Hammerstein ist ein toter Mann, und nichts wäre verfehlter, als für sein Thun noch nach einer Entschuldigung zu suchen. Ist er auch heute noch der Hand der irdischen Gerechtigkeit entgangen, so hat die Nemesis ihn und die unschuldigen Seinen schwer genug getroffen; ein zerbrochenes Haus, ein verlorener Ruf, ein zerstörtes Leben — das ist der Fluch, den seine Thaten ihm eingetragen haben, der an ihm haftet, wo immer er sein mag. Man mag nach allem, was geschehen ist, die Schadenfreude begreifen, die in den Reihen derjenigen herrscht, deren politischer Gegner er war, so lange er noch aufrecht stand. Nun aber liegt er zu Boden und sein Fall war so tief, daß ein Aufstehen für immer ausgeschlossen ist — verdorben, gestorben, heißt es von ihm."

Aber so tot, wie ihn die „Kreuzzeitung" ausgiebt, ist der Mann noch gar nicht! Hat er doch selbst, wie bekannt, eine Anzahl von Briefen aus seinem Besitz „abgesplittert", um der konservativen Partei daraus Unbequemlichkeiten zu schaffen, die ihn doch endlich hat fallen lassen. Die Briefe, deren Zahl mit Abschriften amtlicher Aktenstücke zusammen genau 1242 beträgt, sind, nach den verschiedenen Materien in 14 Mappen von Herrn v. Hammerstein selbst chronologisch geordnet, von einem bekannten sozialdemokratischen Schriftsteller gekauft worden. Derselbe hat, nachdem er zunächst einige Hundert der interessantesten Schriftstücke für eine Hammerstein-Biographie kopiert, bekanntlich am Sedantage unter dem Pseudonym Lucifer mit der Veröffentlichung der ersten Brieffragmente begonnen und zugleich die Originale seiner Partei überantwortet.

— **Schulchan-Aruch und kein Ende.** Wiederum ist dem Reichstage eine Petition, betreffend die Uebersetzung des Schulchan-Aruch, von antisemitischer Seite zugegangen. Petitionen mit der gleichen Forderung sind, wie bekannt, in früheren Tagungen in der Petitionskommission, in der der neueste Talmudgelehrte v. Langen als Referent fungiert und den Antrag auf Berücksichtigung gestellt hatte, zur Beratung gelangt. Die Kommissionsmehrheit hatte im Gegensatz zum Referenten den Antrag des der Sozialdemokratie zugehörigen Korreferenten Abg. Vogtherr angenommen, diese Petitionen für ungeeignet zur Beratung im Plenum zu erklären. — Wir wiederholen: Eine Uebersetzung des Talmud und Sch.-A. — dieser ist ohne jenen unverständlich, das wird selbst der gelehrte Abg. v. Langen jedem Antisemiten bestätigen — wäre keinem mehr erwünscht, als uns Juden.

— **Eine Richtigstellung**. Wir lesen in der „Post":

„Bei ihren Ausführungen gegen eine Klage, die das „Berliner Tageblatt" darüber anhebt, daß es Juden nicht möglich sei, aktive Offiziere zu werden, behauptet die „Staatsbürgerztg.", eine Kabinetsordre vom Jahre 1848 hätte die Anstellung der Juden nur in der militärärztlichen Karriere gestattet. Diese Behauptung beruht auf einem Irrtum. Wie uns von zuverlässiger Seite mitgeteilt wird, durfte bis zum 7. Oktober 1847 überhaupt kein Einjährig-Freiwillige mosaischer Religion in das Gardekorps eingestellt werden, dann genehmigte eine Kabinetsordre vom 17. Februar 1848, daß auch jüdische einjährig-freiwillige Chirurgen in die Truppenteile des Gardekorps eingestellt werden durften. Die angezogene Kabinetsordre vom Jahre 1848 berührte also überhaupt nur das Gardekorps, bei dem Juden bereits ein Jahr früher zum Einjährigen-Dienst zugelassen worden waren."

* **Lehrerelend.** Wir finden in „Preußischen Lehrer-Zeitung" folgende Korrespondenz aus Ruhrort:

„Die hiesige jüdische Gemeinde hat ihren langjährigen Lehrer und Kultusbeamten S. Kronenberg nach Ablauf seiner dritten Dienstperiode aus dem Amte entlassen, ohne ihm die geringste Pension zu bewilligen. Nach dem vor 21 Jahren mit der Gemeinde abgeschlossenen Kontrakt hatte Kollege Kronenberg Pension zu beanspruchen, falls er später nicht wiedergewählt werden würde. Als aber seine erste Amtsperiode zu Ende gegangen war, verlangte man von ihm den Verzicht auf die Pensionsberechtigung, da sonst seine Wiederwahl fraglich. Im Hinblick auf sein Alter und seine vielen noch unversorgten Kinder hat er damals, der Not gehorchend, gegen eine kleine Gehaltsverbesserung sich mit dem Wegfall seiner Pensionsberechtigung einverstanden erklärt. Von dieser erzwungenen Verzichtleistung hat nunmehr die jüdische Gemeindevertretung Gebrauch gemacht. Mündlich hatte man Kollegen Kronenberg wiederholt versprochen, daß ihn die Gemeinde in seinem Alter keineswegs im Stiche lassen werde. Es war denn auch anfangs eine Remuneration von 600 Mark auf drei Jahre für ihn in Aussicht genommen, freilich nur unter der Bedingung, daß er der Gemeinde „keine Unannehmlichkeiten" bereite. Diese Unannehmlichkeiten wurden dann schnell darin gefunden, daß die Königliche Regierung zu Düsseldorf, an die sich Kronenberg gewandt hatte, den Gemeindevorstand aufforderte, sich zur Pensionsangelegenheit zu äußern. Daraufhin wurde auch jene Remuneration zurückgezogen. Da die früher erzwungene Verzichtleistung auf Pension gegen das Gemeindestatut verstößt und auch von der zuständigen Aufsichtsbehörde nicht ausdrücklich genehmigt worden ist, so wird der Koll. Kronenberg nunmehr gegen die hiesige jüdische Gemeinde klagbar werden."

Dieser Fall ist, wie unsern Lesern bekannt, hier bereits behandelt worden! Wir werden über den Ausgang des traurigen Prozesses berichten. Aber wie er auch enden möge,

unser Urteil steht schon heute fest: Der Vorstand der Gemeinde Ruhrort ist — gerichtet.

* **Ein „Verein zur Förderung des Handwerks und des Ackerbaus unter den Juden“** ist in **Posen** gegründet worden. Den von der Versammluug angenommenen Satzungen des Vereins ist folgendes zu entnehmen:

Der Verein bezweckt, das Handwerk, die technischen Berufsarten, das Kunstgewerbe und den Ackerbau unter den israelitischen Glaubensgenossen zu fördern. Er unterstützt zu diesem Behufe unbemittelte Israeliten, welche in Posen wohnhaft sind, bei Erlernung einer der vorbezeichneten Berufsarten. Ausnahmsweise können auch in der Provinz Wohnhafte nach Maßgabe der vorhandenen Mittel Unterstützung erhalten. Bevorzugt werden die Angehörigen solcher Orte, in welchen sich Zweigvereine gebildet haben. Der Verein sorgt für Bekleidung während der Dauer der Lehrzeit und gewährt im Bedürfnisfalle auch Beihilfe zu dem sonstigen Unterhalt der Lehrlinge. Der Verein überwacht durch seine Inspektoren den Fleiß und die Fortschritte der unterstützten Lehrlinge und ihr sittliches Betragen. Soweit es zweckmäßig erscheint, werden dieselben zum Besuch der Fortbildungs-, Fach- oder Zeichenschulen und dergleichen angehalten. Zöglingen des Vereins können nach wohlbestandener Lehrzeit und nach erfolgtem Nachweis der Befähigung in ihrem Berufe zum Zwecke selbständiger Niederlassung, Beihilfen, geeignetenfalls in Form von Darlehen gewährt werden. Wenn die vorhandenen Mittel es gestatten, kann der Vorstand auch solchen Gesellen oder Meistern Unterstützungen oder Darlehen bewilligen, welche nicht Zöglinge des Vereins gewesen sind. Die Festsetzung der Höhe der Unterstützungen und der Rückzahlungsbedingungen der gewährten Darlehne bleibt dem Vorstande überlassen. Es ist außerdem in Aussicht genommen, geeignetenfalls israelitischen Glaubensgenossen Gelegenheit und Unterstützung zur Ansiedelung auf Rentengutsparzellen zu geben. Mitglied des Vereins ist jeder, welcher jährlich mindestens 6 Mark oder einen einmaligen Beitrag von mindestens 150 Mark an den Verein zahlt.

Zum Vorsitzenden wählte die Versammlung Herrn Kommerzienrat Milch. Der Verein zählt bereits über 150 Mitglieder.

* **„Ueber Soziales in der mosaischen Gesetzgebung“** sprach jüngst in einer Versammlung in Frankfurt a. M. Herr Max Wertheimer:

Sozialismus und Antisemitismus seien die bedeutendsten Bewegungen der Gegenwart, jener in gutem Sinn, dieser nur im übelsten. Und doch seien die Juden auch fähig der Tugenden des Christentums. Die mosaische Gesetzgebung enthalte, nach Nehemias Brüll, Bestimmungen, für die die heutigen Völker noch gar nicht reif seien. Professor Grätz schreibt, daß das Alte Testament ganz diametral verschiedene Auslegungen erfahren habe, bald idealistisch verklärte, bald pessimistisch herabziehende. Entdeckung des Gewissens und Gesetz der Gleichheit sind am Sinai gefunden worden. Seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben, den Fremden wie den Einheimischen zu halten, das sei immer wieder in der mosaischen Gesetzgebung betont worden. Wer sich zum sittlichen Menschengesetz bekannte, war heimatberechtigt in Judäa. Die Behandlung von Sklaven ist durch Gesetze und Moralvorschriften bestimmt. Die Gesetze über fahrlässige Tötung, die Asyle schufen zur Verhütung der Blutrache, sprechen gleichfalls für das soziale Weiterschreiten der mosaischen Kultur. — Antisemitischerseits wird den Juden das Zinsgebot vorgeworfen, während nur von Zinsgeben, und zwar an Fremdlinge, die Rede ist. Daß Lebensmittel nicht auf Ueberfluß gekauft, daß Kleiderpfänder von Schuldnern nicht über Sonnenuntergang behalten werden sollen, weil sie deren einzige Bedeckung sein könnten, seien doch soziale Satzungen. David Friedrich Strauß gesteht dem mosaischen Gesetz einen hohen sittlichen Wert zu. Im Weinberg und auf dem Acker nicht alles abzuernten, ist im Interesse der Armen vorgeschrieben. Das Gebot des Ruhetags soll dem Fremden wie dem Einheimischen zugute kommen. — Das sogenannte Freiheits- oder Jubeljahr greift der heutigen Bodenbesitzreformidee weit voraus, ebenso dem Heimstättengesetzesvorschlag und der Rentengütergesetzgebung. Es zeigt sich, daß, wie materiell auch die mosaische Gesetzgebung ist, sie doch andererseits die Grundlage idealer Güter abgiebt. — Die gegen die jüdische Bevölkerung gerichtete Hetze hat heute nicht viel anderen Hintergrund als den geschichtlichen, demzufolge die Despoten der unterdrückten Bevölkerung einen Bruchteil des Volkes, vielleicht gerade einen religiös verschiedenen, preisgaben, um so den Zorn der Unterdrückten von dem Unterdrücker abzulenken.

In der Debatte wurde u. a. bemerkt, daß es im Judentum immer zwei Strömungen gegeben habe, eine ideal-soziale und eine materielle. Man wolle sich nicht über andere Völker stellen, sondern nur etwas Rückgratstärkung in der Geschichte des eignen Volkes suchen, die sich doch wohl sehen lassen könne. Die juristische Forschung habe die Haltlosigkeit der Vorwürfe wegen des jüdischen Wuchers erwiesen. Die katholiche Kirche habe das Zinsverbot vom jüdischen Gesetz übernommen; dies Verbot widerstrebe aber der römischen Fruktifikationstheorie. Der Wechsel (als verschleiertes Zinsinstrument) sei nicht von den Juden, sondern von italischen Kaufleuten und Klerikern erfunden worden, wie vor kurzem in diesem Blatte nachgewiesen.

* t **Einen beachtenswerten Rat** giebt die „Neue Freie Presse“ unseren Glaubensgenossen in Wien, den wir auch unseren Lesern in Berlin nicht vorenthalten wollen. Das Blatt bespricht die Rückwirkung der Wiener Gemeinderatswahlen auf die soziale Stellung der Juden wie folgt:

„Die Wahlen in den Gemeinderat sind nicht blos eine politische Frivolität, sondern auch eine soziale Beleidigung, weil der Vorwurf der moralischen Minderwertigkeit und des Hanges zur Unredlichkeit als die schärfste Waffe im Kampfe gebraucht wurde. Jeder mag es halten, wie er will, aber wir glauben kaum, daß die Klassen, gegen die eine solche Hetze mit Erfolg durchgeführt wurde, nicht merken sollten, daß sich hier ein politischer und ein gesellschaftlicher Riß vollzogen habe. Eine solche Beleidigung kann nur würdig beantwortet werden durch die stillste Zurückgezogenheit, durch die Beschränkung des geselligen Verkehrs auf den Kreis der Freunde und durch das Vermeiden jedes prunkvollen Auftretens. Wer als ein Schädling hingestellt wird, dem die Gleichberechtigung entrissen und der aus dem öffentlichen Leben hinausgeworfen werden müsse, kann wenig Neigung spüren, die soziale Oeffentlichkeit aufzusuchen, und wird eine Atmosphäre meiden, in welcher das Vergnügen durch die zornigen Gegensätze erstickt wird. Es entspricht geradezu einem tiefen Bedürfnisse, die Insulte nicht gleichmütig hinzunehmen und keineswegs ohne Erwiderung zu lassen. Der Einzelne kann Volksbewegungen nicht mit einem Ruck ändern, aber es liegt in seiner Macht, wenigstens den Stolz zu bewahren. Es handelt sich um eine Frage der Selbstachtung und des Gefühls. Sollen die Frauen und Töchter mit ihren seidenen Schleppen durch die Tanzsäle fegen, sich als Patronessen auf Bällen und Bazars feiern lassen, während die ärmsten Weiber und Greise auf den Straßen, in der Pferdebahn, in den Gasthäusern beschimpft werden, während ein Mann, der zu Gewalt und Todschlag aufgefordert hat, sich anschickt, die höchste Würde in der Stadt einzunehmen! Und ganz abgesehen von diesem blutigen Schimpf, es ist ein Gewinn, wenn durch irgend einen Anlaß die Rückkehr zur einfacheren Lebensführung sich von selbst aufnötigt, der äußerliche und herausfordernde Luxus des Emporkömmlings sich in das Streben nach berechtigtem und vornehmem Komfort umwandelt und im harten Drucke der Gefahr manche Schlacken entfernt werden. Gerade in solchen Perioden ist die verfeinerte Geselligkeit der Rahel entstanden, deren bescheidene Wohnung ein Sammelpunkt der hervorragendsten Männer war, die sich rühmen konnte, eine Freundin Goethe's und Alexander v. Humboldt's zu sein. In Wien war das Haus der

Fanny Eskeles ein Mittelpunkt geistiger Anregung, und die Freundschaft der verstorbenen Sophie Todesco mit Bauernfeld stammte ebenfalls aus einer Periode, wo der Reichtum nicht zur lärmenden Schaustellung, sondern zur Pflege eines edleren Lebensgenusses verwendet wurde. Das freiwillige Ghetto, das sich jeder durch eigenen Entschluß ziehen kann, hat einen großen Vorteil. Es schützt vor der Berührung mit der widerwärtigsten Ausartung des Herzens und der Gesinnung." — Dieser Rat ist beherzigenswert. Wird er aber beherzigt werden?

*r. **Aus Rußland.** Der Petersburger dirigierende Senat hat dieser Tage eine Verfügung getroffen, welche die Witwen und Waisen von Juden, die im Staatsdienste standen, von den über sie seinerzeit verhängten grausamen Beschränkungen befreit. Bis 1886 hatten die Witwen und Waisen solcher Juden das Recht der unbeschränkten Ansiedlung im ganzen Reiche, wobei ihnen gleichzeitig gestattet war, Grund und Boden auf dem flachen Lande sowie Immobilien in den Städten zu erwerben. Mit dem Jahre 1886 trat aber eine Wendung zu ihren Ungunsten ein. Das Ministerium des Innern verfügte nämlich, daß die Witwen und Waisen der in Frage stehenden Juden das freie Wohnrecht, welches sie bei Lebzeiten ihrer Ehegatten, respektive Väter besaßen, nach dem Tode derselben nicht mehr genießen dürfen und somit der Ausweisung in das Niederlassungsgebiet unterliegen. Der Petersburger Senat hat nun den Stand der Dinge vor 1886 wiederhergestellt.

— Das Handwerksamt zu Kiew ist gegenwärtig damit beschäftigt, die Zeugnisse aller in dieser Stadt wohnenden jüdischen Handwerker zu prüfen. Alle diejenigen, welche im Stande sind, die verlangten Zunftscheine vorzulegen und ausreichende Proben ihres Könnens abzulegen, werden mit besonderen Scheinen versehen, welche sie auf ein Mal der Polizei vorlegen müssen.

— Den Lesern dieses Blattes ist es bereits bekannt, daß die Ausweisung der Juden aus den in einer Entfernung von fünfzig Werst von der Grenze liegenden Städten und Dörfern mittelst kaiserlichen Ukases eingestellt wurde. Noch ist die Tinte, mit welcher Abschriften von diesem Ukas hergestellt wurden, nicht trocken, und schon hat die Willkür der Behörden Mittel ersonnen, um diese Wohlthat in eine Bedrückung umzugestalten. So wurde in Bessarabien eine Kundmachung plakatiert, des Inhalts, daß die Juden gehalten sind, im Laufe von vier Wochen bei den zuständigen Behörden zu erscheinen, und einen Paß, einen Identitätsschein sowie Dokumente über Charakter und Beschäftigung, über die Dauer der Wohnzeit und den Stand der Familie vorzulegen, wobei zu beachten sei, daß jeder Jude, der dieser Aufforderung binnen vier Wochen nicht nachkommen sollte, aus seinem bisherigen Wohnorte unverzüglich ausgewiesen würde. Kann man darüber im Zweifel sein, daß diese Kundmachung nun den Zweck verfolgt, die anbefohlene Einstellung der Ausweisung von Juden aus den Grenzorten zu hintertreiben? Wie soll es einem armen Juden möglich sein, die zahlreichen Dokumente in dem kurz bemessenen Zeitraume von vier Wochen herbeizuschaffen, insbesondere in Rußland, wo die Ausfolgung von Aktenstücken auf unzählige bureaukratische Hindernisse stößt, und wo allzu häufig Bestechlichkeit das große Wort führt? Die in den Grenzorten lebenden Juden richteten deshalb an den Minister des Innern ein telegraphisches Gesuch, die zur Herbeischaffung der nötigen Dokumente bestimmte Frist von vier Wochen auf sechs Monate zu verlängern. Daß Minister Durnowo dieser Bitte willfahren werde, erscheint keineswegs sicher.

— Ueber einen zweiten krassen Fall von Beamtenwillkür gegen Juden verhandelte dieser Tage der Petersburger dirigierende Senat. Erst aus dieser Verhandlung erfuhr man, daß jene Juden, denen der Aufenthalt in den Dörfern gestattet wurde, aus ihren Wohnorten sich entfernen durften, weil die Behörden die zeitweilige Abwesenheit eines Juden als eine Uebersiedlung betrachteten, wodurch er des Rechtes, im Dorfe zu wohnen, verlustig wird. Besonders rücksichtslos verfuhren in dieser Hinsicht der Gouverneur von Volhynien und die ihm unterstehenden Organe. Die in Dörfern lebenden Juden, welche dem Gesetze vom 3. Mai 1882, wonach Juden die Ansiedlung in Dörfern untersagt wurde, glücklich entronnen waren, mußten in Volhynien das Los von Sträflingen teilen, die ihre Wohnorte nicht verlassen dürfen. Ein bedeutender russischer Jurist begegnete zufällig einem Juden namens Engelmann, der im Dorfe Olyka gewohnt hatte und nur deshalb ausgewiesen wurde, weil er seinen Wohnort auf kurze Zeit verlassen mußte. Der darüber entrüstete Rechtsgelehrte reichte beim Senate eine Beschwerde ein, in welcher er die verwerfliche Praxis der Behörden den Juden gegenüber in bitteren Worten geißelte. Der Senat hat denn auch der Beschwerde stattgegeben und ein Urteil gefällt, in welchem gesagt wird, „daß den Juden, welche gesetzlich in Dörfern wohnen, das Recht, zur Ordnung geschäftlicher Angelegenheiten Reisen auf unbestimmte Zeit zu unternehmen, nicht entzogen werden kann. Die von den Behörden geübte Praxis ist ungesetzlich und darf nicht geduldet werden.

— Die gegenwärtige Anzahl von Applikanten für die Zulassung zur Warschauer Universität beträgt: Christen 190, Juden 36. An der Kiewer Universität sind die Zahlen: 293 und 105, und in Gemäßheit der „10 % Verordnung" können nur 39 Juden von den 105 zugelassen werden. Das Petersburger technische Institut hat einstweilen nur 5 Juden aufgenommen.

— Es heißt, daß der russische Minister der Landwirtschaft und kaiserlichen Domänen die Absicht hat, eine Sonderkommission zu ernennen, welche die auf die jüdischen Ackerbaukolonien in Rußland bezüglichen Gesetze einer Durchsicht unterziehen soll.

* **Die Juden in Italien.** An dem großen Feste der Einigung Italiens, welches Ende September in Rom und im ganzen Königreiche in würdigster Weise gefeiert wurde, beteiligten sich die italienischen Juden mit besonderer Innigkeit. Der vor 25 Jahren erfolgte Einzug der italienischen Truppen in Rom wurde von dessen jüdischen Bewohnern als Befreiung von jahrhundertelangem Druck jubelnd begrüßt. Unter den Ersten, die an den König Viktor Emanuel Beglückwünschungsadressen sandten, befand sich die israelitische Gemeinde zu Rom, welche am 25. September 1870 ihrer Freude über die glückliche Umgestaltung der römischen Verhältnisse in einer schwungvollen Adresse Ausdruck gab.

Am 14. Oktober 1870 brachte hierauf die „Gazetta Officiale" nachstehendes in Florenz erlassenes Dekret: „Viktor Emanuel, von Gottes Gnaden und dem Willen der Nation König von Italien. Im Hinblicke auf den 24. Artikel des Gesetzes, nach Anhörung des Ministerrates und nach dem Vorschlage unseres Siegelbewahrers, Staatssekretärs der Gnadenangelegenheiten, der Justiz

und der Kulten, haben wir dekretiert und dekretieren: 1. In Rom und den römischen Provinzen hört mit Bezug auf den Genuß, die Ausübung der Zivil- und politischen Rechte und die Fähigkeit zu den öffentlichen Aemtern jede Ungleichheit zwischen den Bürgern, welchem Kultus sie immer angehören mögen, auf; 2. jedes Gesetz oder jede Anordnung, welche dem gegenwärtigen Beschluß entgegen ist, der gleich nach seiner Veröffentlichung in Wirksamkeit tritt, wird außer Kraft gesetzt. Wir befehlen, daß gegenwärtiges Dekret mit dem Staatssiegel versehen und in die offizielle Sammlung der Gesetze und Dekrete des Königreiches Italien eingeschaltet werde, damit jeder sich darnach richte und es auch handhaben lasse."

In Italien sind wieder einigen im Staatsdienste stehenden Juden vom Könige Auszeichnungen verliehen worden. Cavaliere Silvio Ami, Direktor der Hauptdepartements im Finanzministerium, ist zum Komthur der Krone von Italien ernannt worden; Cavaliere Professor Leone Bolaffio, Mitglied der Kommission für die Reform der Handelsplätze, und Cavaliere Merco Alatri, ein Gatsherr der Stadt Rom, wurden zu Offizieren desselben Ordens ernannt. Signor Guglielmo Jung, Archivar erster Klasse im Schatzministerium, und Hauptmann Enrico Finzi, Arzt im Militär-Sanitätskorps, wurden zu Ritter der Krone von Italien gemacht.

Hier und dort.

— Der Wohlthätigkeits Verein „Gemilus Chassodim" feierte am 13. d. in den Dräsels'schen Festsälen sein diesjähriges Szimchas Throahfest und zwar mit einer Soireé und anschließendem Kränzchen, dasselbe war, trotzdem an diesem Tage andere Wohlthätigkeits Vereine ebenfalls Festlichkeiten veranstalteten, von etwa 400 Personen besucht und nahm einen überaus glänzenden Verlauf. Der Vorsitzende, Herr J. Rosenthal, begrüßte in einer zündenden kernigenden Rede die erschienenden Mitglieder und Gäste, ein Hoch auf den Verein ausbringend, welcher so großartiges leistet. Herr Dr. Julius Moses toastete auf den Verein und die Gäste. Nachdem Herr M. Ball in höchst liebenswürdige Rede den Damen gedachte, wurde zur Fidelitas übergegangen unter Mitwirkung verschiedener Künstler, der sich eine große Verlosung höchst wertvoller Gegenstände anschloß. Der Ueberschuß des Vergnügens wurde der Vereinskasse zugeführt. —a.

— Im Krankenhause der hiesigen jüdischen Gemeinde wurde das Sukkotfest diesmal in besonders erhebender Weise begangen. Die Kranken wurden am ersten Festabend, nach dem in der Haussynagoge stattgehabten Gottesdienst in eine vom Inspektor der Anstalt prächtig geschmückte Sukkah geladen und mit rührender Wärme wurde hier von einem greisen Patienten das Weihegebet und der Segensspruch vorgetragen; hierauf wurde das Festmahl eingenommen. Mit inniger Dankbarkeit gegen Gott und mit erneuter Hoffnung für die Zukunft verließen die Leidenden die luftige Laubhütte, um im stillen Krankenzimmer mit Wehmut der Feier des Sukkotfestes in vergangener Zeit zu gedenken.

— Die israelitische Schule „Hascharat Z'wi" in Halberstadt wird am 1. April nächsten Jahres das Jahrhundert ihres Bestehens feiern. Die Schule wurde am 1. April 1796 durch die Stiftung des Herrn Borchard ins Leben gerufen, welcher ein Kapital von 11,000 Thalern zu dem Zwecke spendete, eine Schule zu errichten, welche den Kindern zugleich Unterricht in den Fächern jüdisch-religiösen Wissens im Verein mit Kenntnissen allgemeiner Bildung gewähren sollte.

— Dr. Isaak Wolffson in Hamburg, der seit 1871 mehrmals Reichstagsmitglied war, bis zuletzt Mitglied der Kommission für das bürgerliche Gesetzbuch, auch bekannt durch seine Arbeiten in der Kommission für die neuen Justizgesetze, ist am 12. d. M. 78 Jahre alt, an einer Lungentzündung gestorben.

In dem Intenvien eines Zeitungskorrespondenten mit dem Gemeinderat Dr. Alfred Stern in Wien teilte letzterer mit, daß der frühere Ministerpräsident Graf Taaffe den Juden für den Fall, daß sie die Opposition gegen die Regierung fallen ließen, als Kompensation die energische Bekämpfung des Antisemitismus in Aussicht gestellt habe. Die von Oppositionellen gewählten Juden thaten nun, was Männer von politischem Charakter thun mußten: sie blieben in der Opposition. Die Folgen dieser Charakterfestigkeit sind bekannt.

— In der jüngsten Sitzung des Kuratoriums der Baron Hirsch-Stiftung berichtete der Präsident von der im Laufe des Monats September nach Bewältigung mannigfacher Schwierigkeiten erfolgten Eröffnung von zehn neuen Stiftungsschulen. Die Einschreibungen ergaben ein sehr befriedigendes Resultat. In neun dieser Schulen wurden 1068 Knaben eingeschrieben. Auch die früheren 25 Stiftungsschulen haben einen sehr erfreulichn Zuwachs der Frequenz im neuen Schuljahre erfahren, so daß die Schullokale erweitert und Parallelklassen eröffnet werden mußten. In mehreren Orten sah sich das Kuratorium veranlaßt, eigene Schulhäuser zu bauen, beziehungsweise anzukaufen, da die Lokalmiete in solchen Orten unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet.

— Die erste Trauung zwischen Juden und Christen in Pest (nach dem neuen Gesetz) am 8. Oktober statt. Der Schauspirler Marcel Habermann vermählte sich mit der früher in Berlin engagiert gewesenen Schauspielerin Hedwig Margot.

— Das kleriale Blatt „Magyar Allam" hat über das hier mitgeteilte bereits aufgeklärte „Blutmärchen in Garam Kis Salló" noch einen Brief veröffentlicht, in welchem mit voller Bestimmtheit behauptet wird, daß der verhaftete christliche Fleischhauergeselle unschuldig sei und daß der Wirt Ignatz Adler das Mädchen „zu rituellen Zwecken" ermordet habe, Nun hat Adler die Preßklage gegen den „Magyar Allam" und den Hetzkaplan überreichen lassen.

— In Petersburg ist der ehemalige Justizminister Nikolai Awksentjewitsch Manasseïn gestorben, aber seine Werke leben und sein Hauptwerk folgt ihm leider in die Grube nicht nach. Die V. Z. schreibt: Es ist thöricht, ihn zum Abkömmling einer alten russischen Adelsfamilie stempelm zu wollen. Sein Name ist von dem Namen Manasse abgeleitet, und seine Vorfahren waren mosaischen Glaubensbekenntnisses. Nichtsdestoweniger war es einer der schlimmsten Judenfeinde in Rußland.

— Für ausländische Commis-voyageurs hebräischer Konfession soll die Zeit, binnen welcher sie sich in Rußland aufhalten dürfen, jeßt verlängert werden.

— Manche Dinge sind auch in Frankreich nicht am Besten bestellt. Als Herr Isidore, der Großrabbiner von Frankreich, 1888 starb, wurde beschlossen, daß an seinem Grabe ein Denkmal errichtet werden solle, dessen Kosten durch eine öffentliche Subskription aufgebracht werden sollten. Aber erst dieser Tage, sieben Jahre nach seinem Tode, fand die feierliche Denkmalsetzung statt. Das Denkmal ist ein prachtvoller Sarkophag, den der hervorragende Architekt Aldrophe entworfen hat.

— Die „Archives Israelites" erwähnen, daß der afrikanische Minenbesitzer und Millionär B. J. Barsato in Paris am Versöhnungstage die Synagoge besuchte und 5000 Francs spendete.

— Besondere polizeiliche Vorsichtsmaaßregeln wurden in der Synagoge in der Rue de la Victoire, Paris, am Versöhnungstage getroffen, infolge von Warnungen vor einer bevorstehenden antijüdischen Kundgebung, welche an die Polizeipräfektur gelangt waren. Die Ordnung wurde jedoch nicht gestört.

— Herr César Levy Ben Dann von Oran (Algerien) wurde zum zweiten Professor der Zoologie an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Montpellier ernannt. Levy Ben Dann, der erst 22 Jahre alt ist, ist sicherlich einer der jüngsten Professoren der französischen Regierungsschulen.

— In den Tempeln Emanu-El und Beth-El in New-York wird seit kurzem das Kadisch-Gebet in englischer Sprache gebetet.

— Unter den jüngst im Präperatorium des Hebrew Union Kollege (Rabbiner-Seminar in Cincinnati) aufgenommenen Schülern befinden sich drei christliche Damen und ein nicht minder christlicher Doktor der Medizin, praktischer Arzt, die nicht etwa Rabbiner oder „Rabbezin" werden, sondern um hebräisch lernen wollen.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 18. October in allen Synagogen Abends 5¼ Uhr.
Sonnabend, den 19. October in der alten Synagoge Morgens 8½ Uhr, in den übrigen Synagogen Morgens 9 Uhr.
Predigten Vormitt. 9½ Uhr. Alte Synagoge Herr Rabb. Dr. Stier.
Vormittag 10 Uhr. Lindenstraße Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Rosenzweig.
Jugendgottesdienst: Nachm. 4 Uhr Alte Synagoge, Herr Rabb. Dr. Weisse.
Abendgottesdienst 5½ Uhr.
Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr.-Synag. Morg. 7 Uhr und Abends 5 Uhr. Neue Synag. u. Lindenstr.-Synag. Morg. 7½ Uhr und Abends 4½ Uhr.

Quittungsleistung IV.

Für den leidenden Kollegen gingen folgende Spenden ein. Von J. Lehmann, Kantor, Kreuznach von dort. Gemeinde gesammelt 23 Mark. J. Krämer, Kantor, Ansbach (Bayern) in seiner Gemeinde gesammelt 20 M. Kantor Krämer 1. Mk. Rabbiner Dr. Cohn 4 Mk. Summa 25 M. Im Namen des leidenden Kollegen besten Dank.

H. S. Gelbart.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.